

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Unterhaltende u. lehrreiche Geschichten

urn:nbn:de:bsz:31-62031



Des Hinkenden Boten Standrede
über

Tuft, Tuftdruck und was d'rüm und d'ran hängt.



Da haben wir's wieder!" wird das Mainzer Volksblatt mit einem salbungsvollen Blick nach Oben seufzen: "Was d'rüm und d'ran hängt! wie gemein, welches Säugeschrei!" "Was d'rüm und d'ran hängt!" wird die Pfälzer Zeitung triumphirend schreien, si done, wie trivial! Und das soll deutsch, das soll eine Volkssprache sein? Ma foi, da sind meine Pfälzer Bauern eine edlere Sprache gewöhnt!" Die fromme Tante Mainzerin und die dito Bas Pfälzerin mögen dem Hinkenden Boten verzeihen, aber sie werden nicht mehr viel mit ihm ausrücken; an dem ist Hopfen und Malz verloren. Der ist ein verstockter Sünder, an dem sind eure triefenden Salben verschwendet. Ein alter 63jähriger Eichenknorren ist kein Holz, um zwei alten Bettstewestern den Kaffee damit zu kochen, auch läßt er sich nicht mehr gut hobeln und poliren, der Hinkende möchte auch niemals so glatt und g'schlacht werden, wie die genannten beiden werthen Verwandten, Gott behüte, und möchte gerne seine rauhbauartigen Ecken und Knorren behalten, unpolirt und ungehobelt, bis an's Ende. Allen kann man's nicht recht machen, nicht einmal ein Diplomat kann's, und wenn's Einer kann, so taugt er nichts. So und nun kann's losgehen! Seid Ihr alle bei einander?"

Ja, ja, wir sind alle da!" riefen der Bürgermeister, der Rathschreiber und der Doktor mit ihrem Anhang.

"Hierrr!" schrie der Hansfrieder, der einst Soldat gewesen war, und legte die Hand an die Mühe. "Ich bin auch da", sagte halbblau der Steffe-Marte und schaute scheu hinter des Löwenwirths breitem Rücken vor, denn er traute noch nicht recht und der electromagnetische Telegraph von der vorigen Standrede steckte ihm noch in allen Gliedern, den Kopf ausgenommen.

"Seid Ihr's Marte, der sich dort bei des Löwenwirths Stubenhüre herumbrüht?" rief der Hinkende Bote, "nur herbei, ohne Furcht, Ihr braucht nicht ein noch dummeres Gesicht zu machen, als Euch der Himmel schon bescheert hat, denn heute gibt es keine Herereien. — Und doch ist das, von dem ich heute mit Euch reden will, ein lustiges, ungreifbares, gespenstiges Ding, das über, unter, in und um uns ist, das uns bald wie Geistergruß umweht, bald mit zornigem Brüllen umtobt, stets aber unser Begleiter ist und dabei unser bester Freund und Wohltäter. Ohne ihn könnten wir keinen Augenblick leben, und außerdem wir ihm unser Dasein verdanken, überschüttet er uns noch sonst mit zahllosen Gütthaten. Und doch hat ihn noch Niemand gesehen und noch Niemand hat ihm die Hand geschüttelt und hat ihm Dank sagen können, ja die Meisten leben so sinnlos in den Tag hinein,

daß sie kaum abnen, was sie diesem unsichtbaren Freunde alle zu verdanken haben. — Löwenwirth, schließt eure Stubenhüre, der Steffe-Marte macht schon wieder Miene durchzugehen!"

"Wir aber wollen nicht zu diesen gedankenlosen Un dankbaren gehören, wir wollen diesen Freund kennen, verstehen und lieben lernen. Dieser Freund aber, oder vielmehr diese Freundin ist — die Luft!"

"Die Luft!" sagte der Bürgermeister, und schaute den Hinkenden mit etwas erstaunten Augen an, fast als dürfe er seinen Ohren nicht trauen. "Hah! die Luft! — Gottlob, nur die Luft", rief der Steffe-Marte mit sichtbarer Erleichterung, und nahm gleich einige Mäuler voll von seiner neuen guten Freundin.

"Die Luft, die Luft!" riefen die Bauern durcheinander, "ja Hinkender, was kann denn ein vernünftiger Mensch über die Luft Viel sagen? Wenn's weiter nichts ist, deswegen hätten Ihr können in Laib bleiben."

"Das wollen wir gleich sehen", sagte der Hinkende Bote, "zuerst aber möchte ich hören, ob Ihr, obgleich Ihr doch auch vernünftige Menschen seid, von dieser Luft denn auch gar Nichts zu sagen wisst? Nun denn, erste und Hauptfrage, was ist die Luft?"

Auf diese sonderbare Frage erhob sich in der Wirthsstube ein allgemeines Hohngelächter. "Die Luft, die Luft! Hinkender, wißt Ihr uns nichts Geschiedteres zu fragen?"

Der Steffe-Marte aber schrie: „Das weiß ja jedes Kind, was Luft ist: Luft! Ho, ho, ho!“

„Richtig Marte“, sagte der Hinkende Bote, „da jedes Kind weiß, was Luft ist, so müssen wir freilich es auch wissen, oder vielmehr wir wollen annehmen wir wissen es, und wollen sagen, den Dunstkreis, der uns und unsere Erde rings umgibt, bis hoch über unsere Berge, ja bis über die Wolken hinaus, diesen Dunstkreis nennt man Luft oder Atmosphäre. Daß die Luft kein einfacher, sondern ein zusammengesetzter Stoff sei, und zwar zusammengesetzt aus den zwei Luftarten, die man Sauerstoff und Stickstoff nennt, wollen wir, ohne es näher zu untersuchen, den Gelehrten ebenfalls auf's Wort glauben und wollen gleich zur Betrachtung der Eigenschaften und der Einflüsse der Luft auf unser Leben und Treiben übergehen. Und zwar werden wir als Einleitung die Eigenschaften der Luft im Allgemeinen betrachten, und werden dann eine ihrer wichtigsten Eigenschaften herausgreifen und uns mit dieser ausführlich und insbesondere beschäftigen.“

„Und jetzt zur Sache. Wer kann mir einige Eigenschaften der Luft nennen? Nun? Das ist ja ein sonderbares Stillschweigen auf Euer voriges Hohngelächter? Nun Bürgermeister, einige Eigenschaften der Luft werdet Ihr doch wissen?“

„Man kann sie nicht sehen“, sagte der Bürgermeister. „Richtig; und doch nicht ganz richtig, weil es falsch ist. Man kann sie allerdings nicht sehen hier in dieser Stube oder in Euerm Garten; wenn man aber das Haupt erhebt und nach Oben schaut, da sieht man sie. Nämlich, was sieht man da Hansfrieder?“

„Ha, was wird man sehen? Den blauen Himmel sieht man“, sagte der Hansfrieder.

„Ja, aber was Ihr blauer Himmel nennt, ist nicht etwa wie ein blauer Regenschirm über Euch ausgepannt, und Sonne, Mond und Sterne aus Goldpapier darauf gepappt und hie und da zum Zeitvertreib, oder wenn es einen guten Wein geben soll, ein Komet, nein, das was Ihr den blauen Himmel nennt, das ist die Luft oder die Atmosphäre. Das kommt aber daher, die Luft ist kein so vollkommen durchsichtiger und farbloser Körper wie man meint, und wie sie in der Nähe uns erscheint, man kann dieß aber erst bemerken, wenn man eine recht starke Luftschicht, so eine Luftschicht von ein Paar Stunden in der Dike vor den Augen hat.“

„Es ist mit der Luft ganz ähnlich wie mit dem Wasser. Wenn das Wasser aus dem Fluße noch so klar und durchsichtig ist, wenn man es im Schoppenglase betrachtet, so erscheint es doch da, wo der Fluß recht tief ist, blau oder grün, oder sonst wie gefärbt, so daß man den Grund nicht sehen kann.“

„Die Luft aber umgibt unseren Erdkreis in einer Höhe von circa 7 Meilen oder 166,000 Fuß; oder um es Euch deutlicher zu machen, wenn man 519 Freiburger Münster über einander setzen würde, so würde erst der vergoldete Stern des 519ten über der Luft glänzen, und der Herr Goldarbeiter Stadler in Freiburg würde sich zweimal befinden, ehe er den Stern herunter holte, um ihn frisch zu vergulden und würde keinen Zimmermann finden, der ihm das Gerüst dazu macht, obgleich die Freiburger Zimmermänner waghalsige Burche sind. Der Hinkende kennt ein Paar davon, z. B. den Jörgle.“

„Eine Luftschicht von dieser ungeheuern Höhe aber, die kann uns nicht mehr vollkommen durchsichtig erscheinen, die erscheint uns blau, und das ist der blaue Himmel, den wir sehen.“

„Wenn die Luft nicht wäre, so hätte der Himmel keine Farbe und keinen Glanz, und wir würden mit Grausen in eine schwarze, finstere Unendlichkeit hinaus schauen,

aus welcher die Sterne auch bei Tage mit unheimlichem Glanze auf uns niederfunkeln würden.“

„Soviel von der Farbe der Luft.“

„Was hat die Luft noch für Eigenschaften?“

„Kann man sie riechen?“

„Nein!“

„Doch“, rief der Steffe-Marte, „ich habe sie schon gerochen.“

„Weiter, hört nicht auf den Narren.“

„Kann man sie schmecken?“

„Nein.“

„Kann man sie fühlen?“

„Nein.“

„Nein? Was denn?“

„Ha, man kann sie doch nicht mit Händen greifen?“ fragte der Hansfrieder.

„Nein“, erwiderte der Hinkende, „man kann sie nicht greifen und an den Ohren nehmen und schütteln, wie ich jetzt mit Euch thun sollte, Hansfrieder, denn ich hätte Euch für geschiedter gehalten. Aber fahrt einmal mit der Hand durch die Luft, was spüret Ihr?“

„Ha, den Wind spüre ich.“

„Und diesen Wind, den Eure Hand fühlt, und der Wind, der Euch um die Ohren pfeift, und der Sturm, der Eure Nußbäume schüttelt, das ist auch Luft, und diese Luft, die spüret Ihr doch, denke ich.“

„Doch, doch, ich spüre sie“, sagte der Hansfrieder kleinlaut. Der Steffe-Marte aber stellte sich auf einen Stuhl und schrie:

„Nein, es ist nicht wahr, der Wind, das ist nicht die Luft, sondern das ist der Luft. Die Luft und der Luft, das ist ein Unterschied, will ich meinen.“

„Haltet Euer Maul mit Eurer der Luft“, ereiferte sich der Doktor Peter und zog den Marte vom Stuhle herunter, und lasset geschiedte Leute mitreben. „Ich weiß noch eine Eigenschaft der Luft, Elektrizität.“

„Gut Doktor, aber leise, Ihr machet mir sonst den Marte schen. Die Luft hat Elektrizität, — Ihr wisset vom vorigen Male her, was Elektrizität ist — sonst gäbe doch ein elend und langweilig Ding. Denn erstens gäbe es ohne Luft kein Wasser. Kein Bächlein, kein Fluß, kein Meer, keine Quellen, keinen Regen, keinen Schnee und keinen Hagel.“

„Zum Schnaufen“, rief der Steffe-Marte.

„Dießmal habt Ihr's getroffen, Marte, zum Schnaufen. Ohne Luft könnten wir nicht athmen, folglich könnten wir auch nicht leben. Angenommen aber, wir könnten uns das Athmen abgewöhnen, wie man sich eine able Gewohnheit abgewöhnt, so wäre das Leben ohne Luft doch ein elend und langweilig Ding. Denn erstens gäbe es ohne Luft kein Wasser. Kein Bächlein, kein Fluß, kein Meer, keine Quellen, keinen Regen, keinen Schnee und keinen Hagel.“

„Es gäbe lauter trockene Jahrgänge, die Müller würden schlechte Geschäfte machen und die Wirthe könnten kein Wasser mehr unter ihren Wein schütten.“

„Das Wassertrinken könnte ich mir schon abgewöhnen“, meinte der Bürgermeister lachend, „so lange dem Löwenwirth der Wein nicht ausgeht.“

„Aber er ginge ihm aus, der Wein“, fuhr der Hinkende Bote fort, „denn zweitens, wo keine Luft und kein Wasser ist, da können auch keine Pflanzen gedeihen, keine Wälder, keine Wiesen, keine Felber, kein Strauch, kein Baum, kein Blümlein oder Gräslein, auch nicht eines auf dem ganzen weiten Rand der Erde, und Menschen und Thiere müßten elend verhungern.“

„Wahrhaft“, sagte der Hansfrieder, „daran habe ich nicht gedacht, was man der Luft Alles zu verdanken hat. Ich habe gemeint, man braucht sie nur zum Schnaufen.“

„Ich bin aber noch nicht fertig“, fuhr der Hinkende fort. „Angenommen, wir könnten uns außer dem Athmen

auch noch das Essen abgeröhren. es wäre ein wohlfeil Lebent, namentlich in den theueren Jahrgängen, und man könnte es hoch auch wieder wagen, Schulmeister zu werden, so müßten wir ohne Luft alle taubstumm sein, d. h. wir könnten nicht sprechen und nicht hören, denn ohne Luft ist nicht der geringste Ton oder Schall möglich. Auf der ganzen Erde würde Grabesstille herrschen, die Glocken würden nicht läuten, die Vögel nicht singen, der Herr von Bismarck könnte den preussischen Abgeordneten keine Grobheiten mehr machen, der Herr Krebs und der Herr Ebershad hätten beim Mannheimer Schützenfest ihre Standreden nicht halten können, und wenn die Gemeinde aus der Kirche käme, wüßte sie nicht, ob der Herr Pfarrer gut oder schlecht gepredigt habe."

"Ha, ha", lachte der Doktor Peter, "das käme manchem Pfarrer nicht ungeschickt und dem Herrn Dekan Licht — haltet Euer Maul, Peter", rief der Hintende, "wollt Ihr mich wieder in Angelegenheiten bringen?"

"Aber Hintender", sagte der Bürgermeister mit einem etwas zweifelhaften Gesichte, "Ihr habt gut schwätzen und könnt uns weiß machen, was Ihr wollt, ich aber will's bewiesen haben."

Dem erwiderte der Hintende: "Ich könnt's Euch auch beneisen und will's thun bei einer andern Gelegenheit. Jetzt aber und vorerst müßt Ihr's als baare Münze annehmen, was ich Euch sage, denn ich könnte Euch einen ganzen Tag von der Luft und ihrer Wirkung reden, ich muß aber vorwärts machen, um an meinen eigentlichen Fert zu kommen. Nur noch einer Wohlthat, die wir der Luft zu verdanken haben, will ich erwähnen, des Feuers. Ohne Luft nämlich gäbe es kein Feuer, kein einzig kleines Fünklein; das Feuer braucht die Luft, wie wir den Athem. Das Brennholz würde im Preise fallen, die Zündhölzfabriken gingen zu Grunde, die Russen wüßten nicht mehr, mit was sie den Polen ihre Dörfer anzünden sollen, und Ihr, Rathschreiber, könntet nur noch kalten Braten essen und müßtet Eure Pfeife kalt rauchen."

"Und die Eisenbahnen?" fragte der Bürgermeister, dessen Tochter einen Locomotivführer zum Manne hat.

"Die wären futsch", sagte der Hintende.

"Und die Feuerassekuranz?" fragte der Rathschreiber, der Agent für den Phönix ist.

"Die wären auch futsch, denn es gäbe keine Brände mehr, außer Eure eigenen und die man beim Löwenwirth kaufen kann. Doch auch das werde ich Euch einmal später erklären. Jetzt genug von diesen allgemeinen Betrachtungen über die Luft und wir wollen zu einer ganz besonderen und sehr wichtigen Eigenschaft der Luft übergehen, zu einer Eigenschaft, die eine ganz bedeutende Rolle spielt in unserem täglichen Leben und Treiben und mannigfache Anwendung findet bei unseren Gewerben."

"Diese Eigenschaft der Luft aber ist, ihr Gewicht und ihre

"Nun Doktor Peter, helft mir ein wenig auf die Spur, Ihr als gelehrter Mann müßt das wissen. Ihr Gewicht und ihre

"Tonsur", sagte der Doktor Peter und wurde ein wenig roth im Gesichte.

"Ha, ha, ha", lachte der Hintende aus vollem Halle. "Doktor, Ihr seid doch immer der Alte, die Luft mit einer Tonsur, die Luft als Mönch und Kloster-Bruder. Das fehlte noch, und da könnte einem das Schrauben vergehen, wenn man jedesmal ein Stück Capuziner mit in die Lungen bekäme, Tension, wolltet Ihr sagen, die Luft hat Tension oder Elasticität, was Ihr besser begreifen werdet, von Gummi-Elastikum her — Ihr kennt ja das schöne vaterländische Lied — oder wenn man's deutsch sagen will, die

Luft hat, was wir alle haben sollten und leider oft nicht haben, die Luft hat Spann- kraft."

"Die Luft hat also Gewicht und hat Spannkraft."

"Betrachten wir erst die Spannkraft der Luft, denn wenn Ihr die nicht versteht, so könnt Ihr auch die Wirkung der Schwere der Luft nicht verstehen. Die Luft hat Spann- kraft, d. h. sie läßt sich zusammendrücken und dehnt sich wieder aus, ja sie hat überhaupt das Bestreben, sich immer weiter auszudehnen."

"Daß die Luft sich zusammendrücken läßt, wie ein Stück Gummielastikum und wieder aus einander geht, kann ich Euch leicht zeigen."

"Ich nehme diese gebogene Glasröhre, fülle sie mit Wasser bis a b, und ypropse die Oeff- nung o fest zu. Von a bis o ist die Röhre

mit Luft gefüllt, die förm- lich eingesperrt ist, unten durch das Wasser, oben durch den Pstopfen. Nun Doktor Peter, Ihr habt ja eine gute Lunge, blaset einmal bei d aus allen Kräften in das Glas hinein. Bravo, Ihr sehet gerade aus wie ein Pos- saunenengel auf der Orgel in unserer Kirche, nur ein wenig dummer."

"Sehet Ihr nun, wie durch die Kraft von des Doktors Blasebalg das Wasser bei b hinunter und c hinauf gegen die eingesperrte Luft getrieben wird? Die eingesperrte Luft möchte gerne ent- weichen, aber sie kann nicht wegen des Pstop- pens, und so muß sie sich denn zusammendrücken lassen, die Luft gibt nach, das Wasser bei a steigt immer höher und höher



"Peter, Ihr sehet gerade aus wie ein Possaunenengel."

aber immer langsamer und langsamer, jetzt steht es still, denn die Luft läßt sich nicht mehr weiter zusammenbrücken. Sie thut es überhaupt nicht gerne, und ist ebenjowenig ein Freund vom Gedrücktwerden, wie einer von uns oder die Kurhessen oder die Schleswig-Holsteiner, oder die Preußen, oder die Polen und wie die armen gedrückten Geschöpfe alle heißen und wehrt sich gegen den Druck, so wie sie kann. Es ist allen Dingen angeboren, sich gegen den Druck zu wehren. Deswegen brückt die zusammengeprehte Luft wieder, — wie du mir, so ich dir — und sobald der Peter aufhört zu blasen — Peter, so machet doch ein Ende, Ihr seid ja ganz blauroth im Gesichte — so, sehet, da nun der Tyrann Peter mit seinem Drucke auf der einen Seite aufhört, gleich profitirt die Luft auf der andern Seite, sie macht sich wieder breit, die Luft macht sich Luft, und weist dem zudringlichen Wasser seinen alten Standpunkt wieder an. Die Luft wurde zusammengedrückt und hat sich wieder ausgebeugt. Die Zusammendrückbarkeit und Ausdehnbarkeit der Luft findet im Leben vielfache Anwendung, ich will sie Euch vorerst nur an einem Beispiele zeigen, die andern kommen später. Ich nehme diese an beiden Enden



offene Glasröhre. Das eine Ende verschließe ich so fest als möglich mit einem Korkpfropfen und in das andere Ende schiebe ich einen Stöpsel, der mit Faden umwickelt und mit Del geschmiert ist, damit er recht luftdicht in die Glasröhre paßt. Zwischen den beiden Stöpseln a und b ist natürlich Luft. Und nun Rathschreiber drückt einmal den Stöpsel in das Glas hinein. Nicht wahr, er geht im Anfange ganz gut, dann immer schwerer und schwerer? Ihr spüret einen ziemlich kräftigen Widerstand? Das ist die Luft, die Ihr zusammendrückt. Die Luft will sich nicht so behandeln lassen, da sie aber merkt, was andere Leute schon längst gemerkt haben, daß mit einem Rathschreiber nichts anzufangen ist, so wendet sie sich auf die andere Seite, wo sie es nur mit einem Stöpsel ohne Rathschreiber zu thun hat. Auf diesen drückt sie nun mit allen Kräften, während der unerbittliche Rathschreiber immer nachschiebt. Der Pfropfen seinerseits ist auch kein Neuling, er ist ein Champagnerpfropfen und das Gedrücktwerden ist ihm nichts Neues. „Na, na, nur steh“, denkt er, „hab ich's in einer Flasche achten Champagners ausgehalten, von Herrn Kuenger in Freiburg, wird mich doch das bisschen Luft nicht hinaustreiben wollen?“

„Doch der Pfropfen denkt und der Rathschreiber lenkt, er mag sich wehren und stemmen wie er will, es nützt nichts, die Kräfte gehen ihm aus, jetzt kann er nicht mehr, jetzt läßt er los, jetzt fährt er hinaus und paßt! die geprehte Luft mit einem lauten Triumphknallen hinten drein.“

„Aufsch!“ schrie der Löwenwirth und fuhr mit der Hand nach der Nase, denn der Pfropfen hatte gerade diese leuchtende Pierde in des Löwenwirths Antlitz getroffen; „Aufsch! Rathschreiber, Ihr schießet mir ja die Nase zu Schanden!“

Alle in der Stube lachten, der Steffe-Marte aber hob den Pfropfen auf und betrachtete ihn ganz ernsthaft, ob er keine Brandsteden bekommen habe an des Löwenwirths Nase.

„Jetzt höret einmal Hintender“, sagte der Rathschreiber und legte die Glasröhre verächtlich auf die Seite, „wenn Ihr uns nichts Besseres zeigen könnt, als eine Windbüchse, wie sie unsere Kuben von Hollunderholz machen, und wie man sie in jedem Groschenstande kaufen kann, so ...“



„Aufsch!“ schrie der Löwenwirth.“

„Ruhig Rathschreiber“, rief der Bürgermeister und ward fast zornig, „ruhig, oder ich lasse Euch von Amtswegen einstecken. Müßet Ihr uns überall die Freude verderben mit Eurem vorlauten Maul? Wenn's Euch nicht gefällt, so könnt Ihr gehen, ich wette aber, Ihr habet bis jetzt eben so wenig wie ich gewußt, warum man mit einem solchen Ding da schießen kann. Das aber ist eine Schande, daß wir oft die alltäglichsten Dinge nicht verstehen, auf die wir jeden Tag die Nase stoßen, nur weil wir zu faul sind, darüber nachzudenken.“

„Na, na“, sagte der Rathschreiber begütigend, „so ist's nicht gemeint. Ihr werdet Anfangs brummig, Bürgermeister, oder habet Ihr wieder eine Nase bekommen vom Amte? Machet nur fort Hintender, ich will Nichts mehr drein reden.“

„Das wird das Gescheidteste sein, was Ihr thun könnt“, sagte der Hintende, „und wenn Ihr noch einmal das Maul aufthut, so müßt Ihr einen Schoppen zahlen.“

„Meinetwegen, es soll mir auch nicht darauf ankommen“, lachte der Rathschreiber, „Löwenwirth, bringt ihn nur gleich her den Schoppen, denn das Maul kann ich doch nicht halten, und dem Hintenden seines wird nachgerade trocken wie es scheint.“

„Man kann Euch nicht böse sein Rathschreiber, so ein großer Strolch Ihr auch seid“, sagte der Hintende Bote und stieß mit dem Rathschreiber und dem Bürgermeister an.

„Aber nun weiter im Text.“

„Die Luft dehnt sich aber nicht nur aus, wenn sie vorher zusammengedrückt worden ist, nein, es ist überhaupt ihre Liebhaberei, sich so breit als möglich zu machen. Sie hat's gerade wie das preussische Ministerium, sie ist ziemlich brutal und grobthuerisch, nirgends ist ihr weit genug, überall stößt sie an, überall preßt und drückt sie, und am liebsten ist's ihr in der freien Luft, an welche das preussische Ministerium auch schon längst gesetzt sein sollte. Denkt Euch z. B. dieses Zimmer hier ist ganz luftleer und auf diesem Tische stehe eine große, gut verpfropfte Flasche mit Luft. Meinet Ihr nun, die Luft würde in ihrer Flasche ruhig und zufrieden sein, wie es einem ordentlichen Bürger zukommt, und wie z. B. das

konervative Wasser thun würde? Nichts da, da kennt Ihr die Luft schlecht. Die Luft gehört entschieden zur Fortschrittspartei, sie würde in der Flasche gleich zu rasonniren anfangen und sagen: „Was, da draussen in der Stube ist keine Luft und ich soll hier in der Flasche eingesperrt sein und am Ende dumpf werden? Das wäre mir, Luft und Licht müssen überall sein und hinaus muß ich!“ und sie würde die Ellenbogen ansetzen und würde sich mit aller Macht gegen die gläsernen Wände stemmen und wenn die Flasche nicht stark genug ist, so würde sie sie in 1000 Stücke zertrümmern. Wenn ihr aber die Flasche zu stark ist, so wird sie's an dem Pfropfen probiren und das müßte schon ein tüchtiger Pfropfen sein, wenn sie ihn nicht mit einem Knall, so stark wie ein Pistolenschuß, bis an die Decke hinauf treibt. Die Luft aber wird aus der Flasche heraus in das Zimmer ausströmen und wird als Siegerin von dem ganzen Zimmer Besitz ergreifen, sie wird sich im ganzen Zimmer ausbreiten und die Flasche voll Luft wird das ganze Zimmer voll Luft füllen. Freilich wird die Luft im Zimmer dann um soviel dünner sein, als das Zimmer größer ist als die Flasche. Habt Ihr dieß begriffen, Rathschreiber, daß die Luft in der Stube dünner sein muß, als in der Flasche?“

„Ja wohl“, sagte dieser, „es ist gerade, als wenn ich einen Fingerhut voll Schnaps in ein Schoppenglas voll Wasser schütte. Das ganze Wasser schmeckt nach Schnaps, aber dünn.“

Der Hinkende Bote aber fuhr fort: „Daß die Luft sich von freien Stücken ausdehnt und indem sie dieses thut, eine gewisse Kraft ausübt, kann ich Euch ebenfalls in einem Beispiele zeigen. Ich habe hier eine gebogene an beiden Enden offene Glasröhre. Steffe-Marte kommt einmal daher. Trinkt Ihr gerne Zeller Nothen?“

Der Marte riß den Mund auseinander von einem Ohre zum andern und steckte vor Vergnügen zwei Reihen prachtvoller Zähne. Herr Löwenwirth einen halben Schoppen Zeller. Ich fülle die Glasröhre mit Wein, jedoch nicht ganz voll, so wird sich der Wein bei a und b wieder gleich hoch stellen. Es ist gerade wie vorhin. Ueber dem Wein ist die Glasröhre mit Luft gefüllt, die mit der Luft im Zimmer in Verbindung steht, also auch mit der Luft im Zimmer gleiche Spannkraft hat.“

„Ich pstopfe die Röhre bei c fest zu, so habe ich in dem Röhrenstück c a wieder eingesperrte Luft, die die gleiche Dichtigkeit und die gleiche Spannkraft hat wie die Luft in b d. Wenn ich nun die Luft aus dem Röhrenstück b d entferne, d. h. wenn ich die Röhre b d luftleer machen kann, so kann die Luft, weil keine mehr darinnen ist, durch ihre Spannkraft auch keinen Druck mehr auf den Wein bei b ausüben, die eingesperrte Luft in c a wird mit ihrer Spannkraft das Uebergewicht erhalten, wird sich ausdehnen, auf den Wein bei a drücken und ihn in die luftleere Röhre b d hinaustreiben.“

„Die Röhre b d aber kann man luftleer machen, indem man die Luft heraussaugt. Nun Steffe-Marte, jetzt kommt's an Euch, nehmet einmal das Rohr bei d in den Mund und saugt die Luft heraus, und wenn Ihr die Luft geschluckt habt, so dürft Ihr zur Belohnung auch noch soviel Wein schlucken, als Ihr erwischen könnt.“

Der Marte machte sich sogleich hinter das angenehme Geschäft und fing aus Leibeskräften an zu saugen.



Der Marte sog und sog, daß sein Gesicht ganz spitz wurde.



„Seht, seht, wie der Wein bei a sinkt und bei b steigt? Das macht, die Luft in b d wird immer dünner, je mehr der Marte saugt, und die Luft in a o kann seine Spannkraft üben. Nun Marte, herzhaft, als zu, der Wein ist nur noch zwei Finger breit von Eurem Munde.“

Der Marte sog und sog, daß sein Gesicht ganz lang und spitzig wurde und die Augen ganz in den Kopf hinein schlupften. Endlich erwachte er einen Schlaf, man sah ihm das Behagen an der Nasenspitze an, als er aber den zweiten nehmen wollte, gingen ihm die Kräfte aus und er ließ das Rohr mit einem Seufzer des Bedauerns fahren.

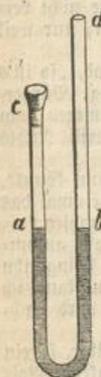
„Brav Marte, und wohl belohnms. Seht,

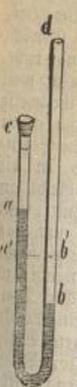
sobald der Marte aufgehört hat zu saugen, b. h. sobald sich das Rohr d b wieder mit Luft füllen konnte, so stellte sich der Wein wieder an den alten Platz bei a. Das was in der Röhre d b an Wein fehlt, das hat der Marte getrunken.“

„Gibt Ihr nun begriffen, daß Saugen nichts anderes ist, als einen luftleeren Raum machen, und versteht Ihr nun, was die Spannkraft der Luft zu bedeuten hat?“

„Wohl, wohl, Hinkender“, sagte der Bürgermeister, „aber sagt mir, warum steht jetzt der Wein bei a höher als bei b und warum nicht b wieder auf beiden Seiten gleich hoch, wie vorher auch?“

„Eure Frage könntet Ihr Euch selber beantworten, Bürgermeister, wenn Ihr nur darüber nachdenken wölltet.“





Ihr habet vorhin gesehen, daß die Luft in a o die gleiche Dichtigkeit und Spannkraft hat, wie die in b d und wie die im Zimmer und daß sie deshalb auf a eben so stark drückt, wie die andere Luft auf b. Wenn nun aber der Wein in a und b sich gleich hoch, d. h. in a' und b' stellte, so müßte die in a o gewesene Luft einen größern Raum a' o einnehmen, sie müßte dünner werden, sie könnte nicht mehr die gleiche Spannkraft haben, wie die in b' d, oder wie die Luft im Zimmer und müßte so lange nachgeben, bis die Spannkraft auf beiden Seiten wieder die gleiche ist. Sie muß also nothwendig in den Raum a o zurückweichen, und daher kommt es, daß der Wein in a und b nicht mehr gleich hoch stehen kann."

"Richtig, jetzt habe ich's begriffen", rief der Rathschreiber, "und jetzt bitte ich um Verzeihung Hinkender, daß ich vorhin so vorlaut war. Es ist eine wahre Schande, daß ich die Luft, die ich täglich einathme, bis jetzt nicht besser gekannt habe. Aber ich will mich bessern, Hinkender, gewiß ich will's."

"Schon gut, Rathschreiber, und werdet nur nicht wieder rückfällig. Aber Ihr sollt noch mehr Freude an der Luft bekommen, ehe wir heute auseinander gehen."

"Und nun", fuhr der Hinkende Bote fort, "da wir die Spannkraft der Luft kennen gelernt haben, nun wollen wir zur Betrachtung des Gewichts der Luft übergehen, denn müßt Ihr wissen, die Luft ist schwer, sehr schwer."

"Was", sagte der Hansfrieder und bewegte die offene Hand auf und ab, als wolle er eine Handvoll Luft wiegen, "was, die Luft ist schwer? Das macht Ihr einem andern weiß."

"Von dem Gewichte der Luft kann ich auch nichts spüren", sagte der Bürgermeister, "und ich habe doch einen breiten Rücken, auf den die Luft drücken kann. Dieses mal kommt Ihr nicht so durch, Hinkender, das müßtet Ihr uns beweisen."

"Das werde ich auch", sagte der Hinkende, "und werde Euch später auch beweisen, daß Euer breiter Buckel, Bürgermeister, nicht weniger als 50 Centner Luft zu tragen hat."

"Die ganze Gesellschaft brach in ein schallendes Gelächter aus. "Der Bürgermeister 50 Centner Luft?" schrie der Rathschreiber, "wenn der einen Sack Frucht tragen sollte, der nur 2 Centner wiegt, er thäte schon in die Knie sinken."

Der Bürgermeister warf einen Blick über die Schulter und zog sie in die Höhe: "Hinkender, von den 50 Centnern kann ich nichts spüren und dießmal habt Ihr sicher aufgeschritten."

"Ihr werdet mir später doch Recht geben, Bürgermeister", sagte der Hinkende, "denn mit den 50 Centnern hat's seine Richtigkeit. Doch jetzt zur Sache. Aber vorher einen Schluck Wein und laßt uns anstoßen. Unsere Wohlthäterin und Freundin, die Luft soll leben."

"Sie soll leben die Luft", schrie die ganze Gesellschaft. "Weinetwegen", sagte der Rathschreiber und leerte lachend sein Glas, "sie soll leben die Luft, obgleich wir nicht von ihr leben können. Das ist ein lustiger Trinkspruch!"

"Ich will Euch also beweisen, daß die Luft schwer ist", fuhr der Hinkende fort. "Wenn ich dazu eingerichtet wäre, so könnte ich sie Euch hier auf einer Waage wiegen, wie einen Ballen Butter oder einen Schinken. Ich bin aber nicht dazu eingerichtet, und deswegen müßt Ihr mit der Beschreibung vorlieb nehmen. Damit Ihr mich aber begreift, muß ich vorausschicken, daß es eine Vorrichtung gibt, mit welcher man die Luft aus irgend einem Gefäße herauspumpen kann, gerade, wie man das Wasser aus einem Brunnen herauspumpt, so daß das Gefäß ganz

oder möglichst leer von Luft ist. Diese Vorrichtung nennt man Luftpumpe und auch von ihr soll später die Rede sein. Um nun die Luft auf einer Waage zu wägen, nimmt man irgend ein Gefäß, das mit einem guten Hahnen geschlossen werden kann, z. B. ein halbhöhliges Fäßlein, aber gut zugespundet muß es sein, pumpt mit einer Luftpumpe die Luft aus dem Fäßlein heraus, und wenn sie herausgepumpt und das Fäßlein ganz luftleer ist, schließt man den Hahnen, daß keine Luft mehr hinein kann. Nun hängt man das luftleere Faß an einen Wageballen und legt auf die andere Waagschale so viel Gewicht, bis das Gleichgewicht hergestellt ist, so hat man das Gewicht des luftleeren Fasses. Deffnet man nun den Hahnen, daß das Fäßlein sich wieder mit Luft füllen kann, so wird man sehen, daß der Wageballen mit dem luftgefüllten Faße niedersinkt, denn das Faß ist nun um das Gewicht der Luft, die darin ist, schwerer geworden."

"Legt man nun in die Gewichtsschale so viele Gewichte nach, bis das Zünglein wieder einspielt, so gibt dieses Gewicht die Schwere der Luft an, die in dem Faße ist. Bei unserem Beispiele wird man finden, daß man 4 Loth 3 Quintle auflegen muß, daß also $\frac{1}{2}$ Dhm Luft 4 Loth 3 Quintle wiegt."

"Im Allgemeinen kann man annehmen, daß das Wasser 1000 mal schwerer ist als die Luft, daß also 1 Maas Wasser das gleiche Gewicht hat, wie 1 Fuder Luft, 1 Maas Wasser aber wiegt 3 Pfund."

"Habt Ihr mich begriffen?"

"Das wohl", sagte der Bürgermeister, "aber Hinkender, Ihr macht Eure Experimente mit dem Maul und wir müssen halt wieder in gutem Glauben annehmen, was Ihr uns saget."

"Und Ihr dürft auch, oder habe ich Euch jemals angelogen? Aber Ihr habt Recht, man muß Allem auf den Grund gehen und nur was man sieht, weiß man."

"So will ich Euch denn augenscheinliche Beweise vom Gewichte der Luft geben. Ich habe Euch gesagt, daß die Luftmasse, die auf unserer Erde ist, 7 Meilen hoch ist. Wenn nun jedes Fuder Luft 3 Pfund schwer ist, so müssen diese vielen Millionen und Millionen Fuder Luft, die unsere Erde umgeben, ein ansehnliches Gewicht haben, und mit diesem Gewichte muß die Luft auf die Erde drücken und auf Alles, was auf der Erde ist, und diesen Druck müssen wir Menschen wahrnehmen können. Nicht wahr, das ist doch begreiflich? Und wir nehmen ihn auch wahr."

"Aufgepaßt."

"Hier ist eine lange Glasröhre, an der einen Seite offen, die andere Oeffnung aber fest verstopft."

"In dieser Röhre ist Luft."

"Rathschreiber, nehmet nun einmal das offene Ende der Röhre in den Mund und saugt die Luft, die darin ist, heraus, denn der Mensch ist eine lebendige Luftpumpe und aus kleinen Gefäßen kann er wohl die Luft durch Saugen herauspumpen. Seht Ihr nun? Je ärger der Rathschreiber saugt, je mehr schlupft seine Zunge in die Röhre hinein, ja sie wird gewaltsam hineingepreßt, sie mag sich wehren, wie sie will. Woher kommt das? Nun Bürgermeister?"

"Das kommt daher", sagte dieser, "weil der Rathschreiber die Luft aus der Röhre heraussaugt, d. h. sie luftleer macht, so hat die äußere Luft das Bestreben, die leere Röhre wieder mit Luft zu füllen, weil aber des Rathschreibers Zunge dazwischen ist, sie ist überall, wo sie nicht hingehört, so drückt die Luft mit ihrem ganzen Gewichte auf die Zunge und preßt sie in die Röhre hinein."

"Richtig, Bürgermeister, und das muß schon eine tüchtige Kraft sein, die über des Rathschreibers Zunge Meißer wird. Seht, die Glasröhre bleibt an der Zunge hängen

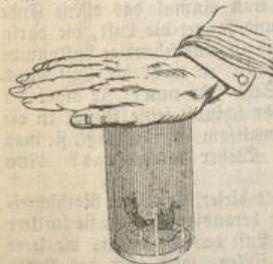


„Seht, die Glasröhre bleibt an der Zunge hängen.“

und bambelt hin und her wie ein Glockenschwengel. Eine saubere Glode das.“

„So, Rathschreiber, jetzt ist's genug, zieht jetzt Eure Zunge wieder in ihre natürliche Stelle zurück. Paff! habt Ihr den Knall gehört? Der kam davon, daß die Luft, sobald des Rathschreibers Zunge aus der Röhre heraus war, sich mit ihrem ganzen Gewicht plötzlich in den luftleeren Raum stürzte. Ein zweites Beispiel, daß die Luft schwer ist. Löwenwirth, gebt einmal ein hohes, schmales Schoppenglas her. Gut. Um die Luft aus diesem Glase herauszubringen, müßte ich schon eine Luftpumpe haben, denn mit dem Herausfangen ist da Nichts zu machen, da ist selbst dem Rathschreiber sein Mund zu klein dazu, so großmäulig er sonst ist.“

„Es gibt aber noch ein Mittel, die Luft aus dem Glase zu bringen. Nun Doktor Peter, was für eines? So? Ihr wißt es nicht? schäm't Euch Peter, und ich will Euch später auch sagen, warum Ihr Euch schäm't müßt. Mit Feuer kann man die Luft aus dem Glase bringen, mit Feuer, Doktor Peter, denn wie ich schon gesagt habe, das Feuer hat die Luft so nothwendig zum Brennen, wie wir sie nothwendig haben zum Leben und wie wir einen Theil der Luft verzehren, indem wir athmen, so verzehrt das Feuer einen Theil der Luft indem es brennt, und zwar den Theil der Luft, den man Sauerstoff nennt. Nun aufgepaßt.“



Ich nehme hier dieses Stück des Mainzer Volksblatts, zum Verbrennen ist es gut genug, zünde das Papier hier an dem Lichte an, (s'ist wie es sinkt, müßte wissen, was die für Lumpen zu ihrem Papier nehmen, alte Leichentücher oder Sargdecken denke ich) und werfe das brennende Papier in das Glas. Nun Bürgermeister, decket schnell das Glas mit Eurer flachen Hand zu, nur herzhast, Ihr brennt Euch nicht. So, nur fest aufgedrückt. Seht, das Feuer flackert noch ein Paar mal auf, jetzt erlöscht es. Was spüret Ihr, Bürgermeister?“

„Es zieht mir ganz die Hand in das Glas hinein,“ sagte dieser und betrachtete seine Hand mit ganz verwunderten Augen. „es thut mir ordentlich wehe, so zieht es.“

„Falsch, Bürgermeister,“ sagte der Hinkende lachend, „es zieht nicht, es drückt. Das Gewicht der äußeren Luft, das auf Eurer Hand ruht, drückt Euch die Hand in das Glas hinein, weil die Luft in dem Glase durch das Feuer theilweise verzehrt, d. h. verdünnt worden ist, und gegen die äußere Luft nicht mehr den gehörigen Gegenstand üben kann. Hebt Eure Hand in die Höhe, Bürgermeister, seht, das Glas bleibt an der Hand hängen, d. h. die äußere Luft drückt von oben und von unten die Hand und das Glas so fest aneinander, daß schon eine ziemliche Gewalt nothwendig ist, um sie auseinander zu bringen. Seht, die Luft hat den flachen Theil der Hand so weit in das Glas hineingedrückt, daß man in dem Glase einen ganzen Wulst Fleisch sehen kann. Und Ihr, Doktor Peter, wißt Ihr nun, warum Ihr Euch schäm't müßt? Ihr müßt Euch schäm't, weil Ihr den Leuten mit Schröpfköpfen das Blut abzupfet und wißt nicht einmal zu erklären, wie das zugeht; denn Eure Schröpfköpfe sind im Kleinen nichts anders, als was ich Euch hier im Großen mit dem Schoppenglase gezeigt habe, und wenn sich der Bürgermeister, ehe er seine Hand auf das Glas gesetzt, einen kleinen Schnitt in die Hand gemacht hätte, so hätte er eine gute Portion Blut verloren, und das Gewicht der Luft hätte ihm die Hand ausgezückt, wie einen Schwamm.“

„Es ist wahr,“ sagte der Bürgermeister, „man sieht doch die gewöhnlichsten Sachen mit schrecklich dummen Augen an. Ich hab' mich schon so oft schröpfen lassen und ist mir noch nie eingefallen, darüber nachzudenken, wie denn eigentlich der Hergang ist. Aber etwas ist mir noch nicht klar, Hinkender. Die Luft drückt auf meine Hand, das begreife ich; aber hier in des Löwenwirths Stube, die nur 8 Fuß hoch ist, drückt nur eine Luftsäule von 8 Fuß Höhe auf meine Hand, und das Bißel Luft kann doch nicht so schwer sein, daß sie mir die Hand in das Glas hineindrückt? Draußen im Freien, da ließe ich es gelten, da läge die Luft 7 Meilen hoch auf meiner Hand, und das mag schon ein ordentlich Gewicht ausmachen. Wie ist nun das, Hinkender? Das erkläre mir.“

Dem erwiderte der Hinkende: „Seht Bürgermeister, Eure Fragen beweisen, daß Ihr denkt, und so soll es sein; über Alles fragen, was man nicht weiß und nicht versteht, so lernt man etwas.“

So im ersten Anrennen könnte Euer Zweifel begründet scheinen, und doch ist er's nicht, denn Ihr vergesst, Bürgermeister, daß die Luft kein todtes Gewicht ist, wie ein Klumpen Blei, sondern vermöge ihrer Spannkraft ein lebendiges, ein schaffendes Gewicht.“

Die äußere Luft steht mit der Luft in diesem Zimmer durch tausend kleine Ritzen, Spalten und Oeffnungen an Thüren, Fenstern und Mauern in Verbindung. Ihr könnt das deutlich sehen, wenn bei starkem Winde das Licht im Zimmer flackert, und sind doch alle Thüren und Fenster geschlossen, und durch diese vielen kleinen Verbindungskanäle drückt die äußere Luft mit ihrem ganzen gewaltigen Gewichte auf die innere, bis sie beide im Gleichgewicht sind, und deshalb drückt die Luft in diesem Zimmer gerade so stark wie die Luft draußen. Denkt Euch, die Luft in diesem Zimmer hätte bedeutend weniger Spannkraft und deshalb bedeutend weniger Gewicht, wie die Luft draußen, und denkt Euch ferner, es wäre möglich, Thüren und Fenster und Alles so luftdicht zu machen, daß gar keine Verbindung zwischen der äußeren und der inneren Luft möglich wäre, so würde durch den gewaltigen Ueberdruck der äußeren Luft dieses ganze Haus zusammenge-

brückt werden, wie eine Eierschale, ja das würde es, und wir alle würden unter seinen Trümmern begraben werden und elendiglich umkommen.

Habt Ihr's nun begriffen?"
"Wohl, wohl," sagte der Rathschreiber, "nur will's mir nicht in den Kopf, daß die Luft einen so ungeheuren Druck soll ausüben können, das geht immer noch über meinen Horizont."

"Ihr werdet es später schon begreifen," fuhr der Hinfende Bote fort, "doch jetzt für den Augenblick ist mir's nur darum zu thun, Euch begreiflich zu machen, daß die Luft schwer ist, und wie sie mit ihrer Schwere wirkt; die Größe und das Maas dieser Wirkung werden wir später messen.

Noch ein Beispiel vom Gewichte der Luft. Ich nehme hier dieses Schoppenglas und fülle es ganz voll mit Wasser.



Ich bedecke das Glas mit dieser Tarot-Karte, es ist das Herz, daß die Karte das Wasser berührt. Nun drehe ich das Glas sorgfältig um, und halte es verkehrt hoch in die Luft; sehet, es fließt kein Tropfen Wasser heraus. Der gegen das Kartenblatt wirkende Luftdruck hindert das Herabfallen des Wassers, der Luftdruck ist stärker als das Gewicht des Wassers in dem Glase und das Wasser kann nicht heraus. Das Kartenblatt ist nur deshalb nöthig, damit man das Glas umkehren kann, ohne daß das Wasser an den Seiten ausläuft, was bei der großen Weite des Glases nothwendig der Fall sein müßte. Wenn das Glas recht enge ist, oder wenn ich statt einem Trinkglase diese Glasröhre nehme, so habe ich nicht nöthig, die Oeffnung mit einem Papier zu bedecken. Seht, ich nehme diese an beiden Enden offene Glasröhre, tauche sie in diese Maasflasche voll Wasser, schließe das obere Ende mit dem Daumen und ziehe die Glasröhre aus der Flasche heraus, so bleibt die Glasröhre mit Wasser gefüllt und es läuft kein Tropfen heraus, obgleich die Röhre unten offen ist. Der Luftdruck läßt das Wasser nicht herauslaufen. Wenn ich nun aber den Daumen von der obern Oeffnung wegnehme, daß die Luft auch von oben drücken kann, so läuft das Wasser durch sein eigenes Gewicht aus der Röhre heraus. Und nun habt Ihr den Stechheber, mit dem der Löwenwirth Wein aus dem Spunden



holt, wenn das Fäßlein noch nicht angestochen ist, oder sein Kifer, der Franz-Sepp, wenn er sich heimlich ein Extra-Vene thun will. Löwenwirth macht einmal ein vernünftiges Experiment mit Eurem Stechheber und zieht eine Flasche aus dem Fäßlein Ausflüß, den Ihr vor acht Tagen bekommen habt, ich weiß, das Fäßlein ist noch nicht angestochen und ich möchte gern das gute Tröpflein



versuchen, die Kefle ist mir ganz ausgetrocknet von der vielen Luft. Doch noch eines, Löwenwirth, ehe Ihr in den Keller geht; wisset Ihr jetzt, wie es kommt, daß, wenn Ihr ein Fäßlein anstecht und veraset den Spunden zu öffnen, daß kein Wein zum Hahnen herausläuft, Ihr möget den Hahnen drehen wie Ihr wollt? Wisset Ihr die Ursache?"

"Ja, jetzt weiß ich sie", sagte der Löwenwirth in stolzem Selbstgeföhle, "der Luftdruck; die Luft drückt auf die Mündung des Hahmens und läßt den Wein nicht heraus, denn der Luftdruck auf den Hahnen ist schwerer als der Wein im Faß."

"Bravo, Löwenwirth", rief der Hinfende lachend, "sehet, wie geschickt Ihr geworden seid? Und warum läuft denn der Wein aus dem Hahnen, wenn Ihr den Spunden öffnet?"

"Weil dann die Luft auch durch den Spunden auf den Wein drücken kann und dem Luftdruck auf den Hahnen das Gleichgewicht hält, so daß der Wein seinem eigenen Gewichte folgen und auslaufen kann."

"Bravo, Bravissimo! Löwenwirth. Jetzt aber macht, daß Ihr fortkommt mit Eurem Stechheber, denn in meiner Kefle wird es immer trockener."

"Während nun der Löwenwirth im Keller seine Experimente macht, wollen wir da Oben nicht müßig sein, und auch Experimente machen, bei dem der Luftdruck eine Rolle spielt."

"Bringt einmal einen Kübel voll Wasser herein und einen leeren Kübel. So. Den vollen Kübel stellet auf den Tisch, den leeren auf den Boden. Und nun Bürgermeister, wollen wir einmal, wenn es Euch recht ist, eine Wette machen. Ich wette mit Euch,

- 1) daß das Wasser den Berg hinauf läuft, und
- 2) daß deswegen der ganze Kübel voll Wasser bis auf den letzten Tropfen in den leeren Kübel auslaufen soll, und zwar nicht etwa durch ein Loch im Kübel, sondern das Wasser muß über den Rand des Kübels auslaufen."

"Die Wette gehe ich ein", rief der Bürgermeister, "es gilt die Flasche Wein, die der Löwenwirth eben aus dem Faße heraus experimentirt. Wenn Ihr das zuweg bringet, so seid Ihr ein Herrenmeister und ich will die Flasche gerne bezahlen."

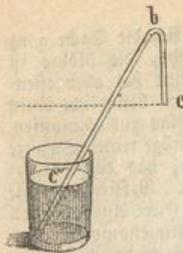
"Topp, es gilt", rief der Hinfende, "ich bringe es zuwege, obschon ich kein Herrenmeister bin. Und siehe da, da kommt der Löwenwirth. Löwenwirth, eingesehnt, ah! das funkelt, wie das helle Gold. Ah, das ist ein Tröpfchen! Der Wein ist werth, daß ich den Trinkspruch ausbringe, den ich im Sinne habe."

"Männer, noch einmal die Gläser zu Hand! Ein Hoch unsern deutschen Brüdern in Schleswig-Holstein. Es ist zwar eine Schande, daß wir nichts für sie thun können, als singen und trinken, aber diese Schande haben andere Leute zu verantworten, als wir. Sie aber sollen wissen, daß wir ein Herz für sie haben und daß wir gerne möchten, wenn wir nur könnten. Unsere deutschen Brüder in Schleswig-Holstein sollen leben!"

"Hoch, hoch und abermals hoch!" schrien die Bauern, daß die Fenster klirrten.

"Und die braven deutschen Männer Roggenbach und Kamey sollen leben, die es ehlich meinen mit uns Bauern, wie wir mit ihnen!" schrie der Bürgermeister. "Hoch, hoch und abermals hoch!"

Der Rathschreiber aber sprang auf einen Stuhl und rief mit geschwungenem Glase: "Wir haben zwei brave Minister leben lassen, jetzt auch ein Vereat auf einen schlechten. Vereat dem Russenfreund und Deutschenfeind, Vereat dem" — hoch der Rathschreiber kam nicht dazu,



der sich aber eben so schnell durch den Luftdruck bei c wieder mit dem Wasser aus b o füllte, so daß auch das in b o befindliche Wasser in das Schoppenglas, als seiner ursprünglichen Heimath zurückkehren mußte."

"Und nun frage ich Euch, habt Ihr das gewußt oder nicht?"
 "Nein, das haben wir nicht gewußt", sagte der Löwenwirth kleinlaut und der Rathschreiber zog sich brummend hinter seine Flasche zurück.

"Also habt Ihr etwas Neues gelernt?" fragte der Hinkende weiter.

"Ja, ja, das haben wir!"

"Und habe ich nun meine Wette gewonnen oder verloren?"

"Gewonnen, meiner Seel gewonnen!" schrie der Bürgermeister, "und Ihr verdient noch eine Flasche extra, ich zahle sie, so wahr ich Bürgermeister bin!"

"Nein, Bürgermeister", sagte der Hinkende Bote und erhob sich, "für heute ist's genug, genug Wein, genug Wasser und genug Luft, ich muß nach Labr, die Sonne sinkt. Und nun noch ein Wort, ehe ich gehe. Wenn das, was ich Euch heute erzählt habe, trotz dem vielen Wasser und dem Weine, mit dem wir es befeuchteten, etwas trocken geschmeckt hat, so bedenket, die Wissenschaft hat auch trockene Wege. Wenn Ihr aber diesen Weg nicht scheut, wenn Ihr Euch an den kommenden Winterabenden zusammensetzt und das heute Besprochene noch einmal durchsprecht und Euch recht klar zu machen sucht, der Rathschreiber kann Euch die Experimente dazu machen, dann sollt Ihr das nächstemal, wenn ich wieder zu Euch komme, eine Freude haben, denn dann werdet Ihr verstehen, wenn ich Euch von dem Barometer erzähle, mit dem man die Luft wiegen kann bis auf's Quintle, von des Bürgermeisters Rücken, der seine 50 Centner Luft trägt, von der Wasserpumpe, bei der die Luft auch eine Hauptrolle spielt, von der Luftpumpe, von der Feuerpritze, von dem Luftballon und noch vielem Andern, was mit der Luft zu thun hat. Heute habt Ihr laufen gelernt, das nächstemal lehre ich Euch tanzen."

"Heute haben wir die Luft und den Luftdruck abgehandelt, das nächstemal kommt: Was drum und dran hängt!"

"Gott befohlen!"

Ein Stück Deutschland in Amerika.

Es ist eine ausgemachte Wahrheit und Niemand bestreitet sie, daß die Deutschen sich auszeichnen, überall wohin sie kommen; überall halten sie sich wacker, sei es durch Ehrlichkeit, Fleiß und Ausdauer, oder durch ihre Kenntnisse, oder durch ihre Tapferkeit. Was sie treiben, das treiben sie recht, und selbst wenn Einer sich ausnahmsweise einmal verirrt, ein Spitzbube zu sein, und auch das kommt vor, denn Engel ganz und gar sind sie doch nicht, diese Deutschen, nun so treibt er auch das Spitzbubenhandwerk, daß man eine Freude daran haben muß, wie z. B. am Zundelheimer und am Zundelrieder. Zwar in der Beziehung lassen sie den Franzosen, Italienern und Amerikanern immer noch den Vorrang, von den Dänen gar nicht zu reden. Aber auch das ist eine Wahrheit, daß diese guten Eigenschaften der Deutschen selten anerkannt werden, und daß häufig Neid, Haß und Mißgunst sich zusammenthun, um den Deutschen die schwer errungene Ehrenkrone vom Haupte zu reißen; denn der Deutsche ist tüchtiger, sich Ehre zu erwerben, als die Früchte der Ehre sich zu erhalten. Nehmen wir

einmal eine der tüchtigsten Eigenschaften des Deutschen, seine Tapferkeit, und reden miteinander ein Wortlein darüber. Was haben die Deutschen in dem jetzigen amerikanischen Bürgerkriege nicht Alles geleistet für die Sache der Freiheit und der Menschenrechte; mit welchem Heldenmuth haben sie sich geschlagen unter Eigel, Willich, Schurz und wie sie alle heißen, diese deutschen Helden, und doch hat der Neid der Amerikaner, derselben Amerikaner, für die sie ihr Blut vergossen, sie mit seinem Geißel besudelt, und ihnen Feigheit vorgeworfen, um ihre eigene Feigheit zu bemänteln.

Wohl ihnen, diesen unsern braven deutschen Brüdern, daß sie den Dank dieser selbstthätigen Amerikaner nicht brauchen, denn sie kämpfen nicht für eine fremde Nation als Miethlinge, sondern für sich selbst und für die Freiheit, als ein Gemeingut Aller.

So wie es jetzt ist, so war es mit den Deutschen auch zur Zeit des ersten amerikanischen Freiheitskrieges, und damals waren die Amerikaner eben so undankbar und selbstthätig, wie sie jetzt sind.

Wohl erinnert man sich noch der „Hessen“, derselben Hessen, die ihr Landesvater, ein kleiner deutscher Wätherich, um klingende Münze nach Amerika verkauft hatte; aber die Großthaten der Deutschen in jenen Kriegen, die sucht man vergebens aufgezeichnet in den amerikanischen Geschichtsbüchern, und sie würden vergessen werden, wenn nicht die Deutschen selbst das treue Andenken an ihre Heldenväter im Herzen bewahrten.

Der Hinkende Bote will eine dieser Großthaten herausgreifen, wie sie heute noch im Munde der Deutschen drüben über'm Meere lebt, und will sie seinen Landesleuten erzählen, die sicher eine Freude daran haben werden. Diese Großthat aber ist

Der Heldenkampf der Deutschen im Wyomingthale.

Es war während des amerikanischen Freiheitskrieges im Jahre 1778. Das Wyomingthal, eine blühende deutsche Colonie, hatte seine wehrfähige Mannschaft, 350 Mann stark, unter ihrem Anführer, dem Friedensrichter Hollenbach, zu dem Heere Washingtons abgeschickt, das einige Tagereisen von Wyoming lagerte, um daselbst die heranrückende Hauptmacht des Feindes zu erwarten.

Die braven deutschen Männer hatten den heimathlichen Heerd verlassen, hatten Weib und Kinder unter den Schutz des Allmächtigen gestellt, und waren ausgezogen, den Amerikanern ihre Freiheit erkämpfen zu helfen.

Da, während die Männer ferne waren, brach der Wolf in die schutzlose Heerde. Der Feind, 2-3000 Mann stark, überfluthete das von seinen Vertheidigern verlassene Wyomingthal und verwüsthete es mit Feuer und Schwert.

Es waren Vanden amerikanischen Tories und Engländer, verbunden mit jenen grausamen Indianerstämmen, welche als „Brant's Rothe“ oder die „Verwüster der German Flats“ sich einen so schrecklichen Ruhm erworben haben. Sie verläugneten auch hier ihren blutdürstigen Charakter nicht und verwandelten das blühende, glückliche Wyomingthal in eine Stätte des Mordes und des Entsetzens. Die unglücklichen Familien der entferntesten Freiheitskämpfer erlagen Gräueln, von denen der Tod noch der geringste war.

Das Gerücht von diesen Schreckensscenen war in das Lager Washingtons gedrungen und hatte mit Geierkrallen indie Herzen der deutschen Männer gegriffen. Da trat eines Morgens der Oberst Hollenbach vor Washington, bleich und entschlossen, und sagte: „General, der Feind mordet daheim unsere Weiber und Kinder, lasse uns nach Hause ziehen, und die Unsrigen vertheidigen.“

Washington war erschüttert, denn er hatte die Deutschen lieb und Hollenbach insbesondere war ihm ein theurer Freund.



Ein riesiger Indianer, ihr abgeschlagenes Haupt hoch empor haltend, stürzte unter die todtgewundenen Weibenschaar.

„Ich weiß,“ jagte der Obergeneral und drückte dem Kreunde die Hand, „man hat mir das Unglück berichtet. Aber ich weiß auch, daß Ihr zu spät kommt: es ist Alles vorbei, Ihr könnt die Euren nicht mehr retten.“

„Dann wollen wir heintehen, sie zu rächen,“ jagte Hollenbach und Thränen des grimmigsten Schmerzes rollten über sein männliches Antlitz.

„General, ich habe daheim ein blühendes Weib und zwei wadere Buben zurückgelassen, vielleicht habe ich sie nicht mehr. Aber ich will heim, sie zu rächen und zu sterben. Wir sind entschlossen, wir Alle denken wie ein Mann. General, lasse uns ziehen!“

Vergebens bot Washington Alles auf, sie zurückzuhalten, vergebens stellte er ihnen vor, daß sie, das kleine Häuflein, der Uebermacht des Feindes erliegen, daß sie einem gewissen Tode verfallen müßten. Die Männer waren starr und unerschütterlich, ihr Herz war nur Ingrim, Schmerz und Schlachtwuth. „Wir wollen Weib und Kinder rächen, und wenn wir drüber sterben müssen.“

„Nun so ziehet denn hin, ihr braven Helden,“ rief Washington, indem er Hollenbach umarmte und küßte, „und Gott geleite Euch!“

Ihren Obersten Hollenbach an der Spitze, verließen sie unter dem Schmettern der Hörner das Lager und marschirten, um die Heimath zu erreichen, Tag und Nacht.

Es war am dritten Morgen, und noch war die Sonne nicht aufgegangen, als sie zu den Grenzmarken ihrer Wohnungen kamen. O, des herzzerreißenden Anblickes. Vor ihnen lagen statt des Friedens, den sie verlassen, qualmende Brandstätten, rauchende Trümmerhaufen, dazwischen die Zelte des Feindes um seine flammenden

Wachfeuer, genährt durch die Ueberbleibsel ihrer zerstörten Häuser. Die Männer standen starr, die Faust auf das klopfende Herz gepreßt. Jetzt unterschieden sie die einzelnen Haufen, wie sie um die Wachfeuer gelagert waren, sie sahen bereits die entsetzlicher Rothhäute im Gluthscheine.

„Lasset uns beten!“ sagte Hollenbach mit schmerzhafter Stimme, und die Männer fielen auf die Kniee und hoben ihre Hände empor, den Himmel um Rache anrufend.

„Jetzt drauf!“ schrie Hollenbach, „drauf auf die Hunde! Drauf für Weib und Kind!“ und mit geschwungener Büchse stürzte sich Hollenbach auf den Feind, die Männer unter wildem Schlachtrufe stürmten ihm nach.

Schon die erste Salve der geübten Büchsenhützen kostete einem Hundert der Rothhäute das Leben, die überrascht durch diesen unerwarteten Angriff, von ihren Wachfeuern aufstaumelten und die Luft mit furchtbarem Geschrei erfüllten. Die Deutschen inzwischen knallten grimmig drauf los, und manche Rothhaut mußte noch den Todesprung machen, bis endlich der Lärm des Ueberalles das ganze Lager auf die Beine brachte, und die Feinde von allen Seiten herbeieilten. Inzwischen ging die Sonne auf und ihr belebender Strahl gab den durch den langen, rastlosen Marsch erschöpften Deutschen neue Kräfte, verrieth aber auch dem Feinde die geringe Zahl der ledigen Angreifer, und jubelnd stürzte sich dieser in hellen Haufen auf die todesmuthige Schaar, um sie im ersten Anrennen zu vernichten.

Die braven Deutschen hatten sich hinter den Trümmern eines Hauses aufgestellt, es war Hollenbach's eigenes Haus gewesen, und empfingen hier die lärmend Andringenden mit der kalten Entschlossenheit von Männern,

die dem Tode sich weihen, um den Feind zu vernichten. Ihr wohlgezieltes Feuer riss die Stürmenden reihenweise hin und warf sie in Verwirrung zurück. So schlugen sie mehrfache Angriffe ab und schmetterten selbst im Handgemenge mit Kolben und Säbel einen übermächtigen Andrang auf ihren rechten Flügel darnieder. Zu Hunderten deckten die feindlichen Leichen bereits die Wahlstatt, aber auch das Häuflein der Deutschen war zusammengeschnitten, manches brave Herz hatte ausgeschlagen und die Uebrigbleibenden sahen den gewissen Tod vor Augen. Der beispiellose Widerstand weckte aber auch die ganze Wuth des Feindes. Sein ganzes Heer eilte zum Kampfe und stürzte sich in wilder Raserei auf die Verwundenen, die immer noch in getrimmiger Todesverachtung ihm Trost boten.

Da geschah es, daß ein wild aussehender riesiger Indianer, in der rechten Hand den Tomahawk schwingend, in der linken ein abgeschlagenes Haupt hoch emporkaltend, mit Mordgebrüll gegen die Deutschen ansprang. Auf seinem halben Wege von einer Kugel durchbohrt, sank er nieder, im Fallen aber noch schleuderte er das blutende Haupt mitten unter die kleine Heldenchaar, daß es zu den Füßen Hollenbach's rollte. Hollenbach kamte dieses Haupt, er hatte diesen jetzt bleichen Mund zum letzten Male geküßt, als er auszog in den Befreiungskampf. Es war das Haupt seines jungen schönen Weibes, das zu seinen Füßen lag. Er hob dieses theure Haupt empor und preßte es an sein überströmendes Gesicht, dann einen so herzzerreißenden Schrei ausstößend, daß die Feinde erschrocken zurückwichen, warf er sich mit geschwungener Büchse mitten unter sie, und von ihren Speeren durchbohrt, hauchte er seine Heldenseele aus.

Zwölf volle Stunden lang hielt sich die Schaar deutscher Spartaner gegen die wuthschäumende Uebermacht, in unerschütterlichem und Verderben bringendem Kampfe gleich Würgengeln der Rache. Erst mit dem letzten Glühen des Abendrothes entschied sich das Geschick des Tages. 300 Deutsche waren gefallen und 50 Schwerverwundete rangen noch mit dem letzten Rest ihrer versagenden Kräfte gegen den Feind, bis auch sie endlich ihren Brüdern nachfolgten.

Tausend todt Feinde bedeckten das Schlachtfeld.

Solcher Mannesthums und solcher Mannestob über solcher Trümmerstätte vernichteten Familienglücks, ist in Wahrheit ein Angebenken, das in die Reihe der ehrwürdigsten Erscheinungen tritt, die es von Heldeuthum und Opfergröße in einer Volksgeschichte nur geben kann.

Die That Hollenbach's und seiner Genossen ist, wenn auch auf fremder Erde vollführt, eine Ehre für Deutschland. Laßt uns Hollenbach und seine Genossen niemals vergessen.



Diem perdidit.

Eine wahre Geschichte.

Diem perdidit ist lateinisch und heißt auf deutsch: „Ich habe einen Tag verloren.“ „Diem perdidit!“ hat der römische Kaiser Titus gesagt, wenn er sich Abends zu Bette legte und hatte den Tag über keine gute That gethan; damit wollte er sagen: „Ich halte den Tag für verloren; ich betrachte ihn als gar nicht vorhanden in meinem Leben, an dem es mir nicht gelungen ist, irgend etwas Gutes zu thun, oder einen Menschen glücklich zu machen.“ Er war ein guter Kaiser, der Kaiser Titus,

obschon er ein Heide war und es damals noch keine Petersepenne gegeben hat.

Der Hinfende Bote kennt auch so Einen, der das „diem perdidit“ haßte, und wenn er kein Kaiser war, so war das nicht seine Schuld; verdient hätte er's, einer zu sein. Aus dem Leben dieses Mannes will der Hinfende Bote eine schöne Geschichte erzählen, die um so schöner ist, weil sie wahr ist; nur die Namen der handelnden Personen darin sind theilweise geändert; und auch ein Dorf „Giechbach“ gibt es nicht, sondern es heißt anders. Also aufgepaßt!



I.
Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen des Jahres 1808. Die Sonne war zeitig aufgegangen und heruntergestiegen von den Bergen und war zuerst durch den Wald gezogen und hatte die Vögel zum fröhlichen Morgenbesange geweckt; dann ist sie über Wiesen und Fluren geschweift, daß ihr langes gelbes Haar leuchtende Furchen zog in den glänzenden Morgenhaue; dann ist sie in das Dorf hineingeschritten, von Haus zu Haus, und hat die Thüren der Thüren und Läden gesucht, um ihren goldenen Morgenruß in die menschlichen Wohnungen hineinzusenden und den Menschen selbst eine Mahnung zur Arbeit und Thätigkeit. Denn: „Morgenstund hat Gold im Mund.“
An einem kleinen unscheinbaren Häuschen am äußersten Ende des Dorfes brauchte die Sonne den Weg in die Stube nicht erst durch die Nähe eines Ladens zu suchen, sie konnte voll eintreten durch das geöffnete Fenster und nach Bequemlichkeit Umschau halten in der unscheinbaren Hütte. Die kleine Stube trug den Stempel der bittersten Armuth, aber einer Armuth, die noch mit dem Schicksal rang, die sich noch nicht aufgegeben hatte, die noch nicht in den Schmutz des Elendes herabgesunken war. Alles in dem kleinen Zimmerchen war nett und reinlich; die Wände blendend weiß getüncht, der Boden sauber, der kleine Tisch frisch gebohrt, der handgroße Wandspiegel hell wie Krystall und über dem Kreuzstuh ein frischer Rosmarinweig aufgesteckt. Es war offenbar eine wohlliche Hand, die selbst dieser Armuth noch ein Lächeln abzugewinnen wußte. An dem offenen Fenster saß ein junger Mann von nicht viel mehr als dreißig Jahren, der nicht so recht zu dem heitern Sonnenstrahl passen wollte, der sein braunes Haar vergoldete; denn er starrte finster und in schweren Gedanken vertieft in den feuchten Morgen hinaus; seine Faust war geballt, seine Stirne gerunzelt, und aus seiner schwer arbeitenden Brust drang von Zeit zu Zeit ein halb unterdrücktes Stöhnen hervor. In dem Hintergrunde des kleinen Zimmers, in einem

ärmlichen, aber reinlichen Bette, saß halb aufgerichtet ein bleiches junges Weib und schaute bekümmert nach dem Fenster hin, und Thräne um Thräne schlickten langsam über ihre schmalen Wangen herab.

„Christian,“ sagte das bleiche Weib mit weicher, schwacher Stimme, „Christian, hörst Du mich nicht?“

Der junge Mann fuhr mit der Hand über die Stirne und wendete den Kopf nach dem Bette zu.

„Christian,“ fuhr die Frau fort, „wenn Du so finster dreinschaust, will mir's das Herz abdrücken. Was soll denn aus uns werden, aus mir und den Kindern, wenn auch Du den Muth verlierst?“

„Ich verliere den Muth nicht,“ sagte der Mann fast unwirlich, „ich will ihn aufrecht halten, so lange ich kann. Wenn ich aber an die nächsten acht Tage denke, so wird mir's schwarz vor den Augen.“

„Doch, Du verlierst ihn, und das darfst Du nicht thun,“ sagte das Weib. „Du hast Deine gesunden Glieder und arbeitest für uns, wie ein braver Mann soll, und wenn Gott mir wieder Gesundheit schenkt, so . . .“

„Das ist's ja eben,“ sagte der Mann und erhob sich, „wie kannst Du gesund werden bei diesem elenden Leben? Ich schinde mir fast die Haut von den Händen und bringe kaum das Brod auf für Dich und die Kinder, daß Ihr nicht Hungers sterbet. Und Du sollst kräftige Kost haben und ein Glas Wein, wie der Doktor sagt, sonst kannst Du Dich nicht erholen. Und daß ich Dir's nicht schaffen kann, siehst Du, das ist's, was mich noch verrückt macht. Ha, ha, ha! der Doktor hat gut verordnet, der. Und sei er gemehrt hat, daß ich ihn nicht bezahlen kann, kommt er mir auch nimmer über die Schwelle.“

„Aber der Herr Pfarrer war bei mir, Christian, gekern ist er da gewesen, und unser Herr Pfarrer ist ein braver Mann; er hat mich Alles ausgefragt und hat mich getrostet, und hat mir versprochen, Frau Zukunde, seine Haushälterin, solle mir jeden Tag eine kräftige Suppe bringen; und siehst Du, da werde ich wohl bald wieder auf den Füßen sein.“

„Freilich, freilich,“ entgegnete der Mann mit bitterem Lachen, „und ich, der Maurermeister Christian Müller, der vor zwei Jahren noch zehn Geffellen im Lobne hatte, ich muß es ertragen, daß mein Weib von Almosen lebt! Schau, Marie, daß ich in der Stadt als Geleite arbeiten muß, ich, der ich ein Meister bin, und wenn mir's auch am Herzen fröhlich, ich will es gerne thun, um Deinetwillen; aber Almosen nehmen? Nein, das kann ich nicht, und wenn wir Alle zu Grunde gehen sollten.“

Der Mann hatte mit lauter, heftiger Stimme gesprochen und schritt in großer Aufregung in der kleinen Stube auf und ab.

„Und,“ sagte er, vor dem Bette stehend bleibend und die Arme kreuzend, „und wie ist's dann, wenn wir in acht Tagen das Häuschen verlassen müssen und auf die Straße gesetzt werden? Du weißt, der gnädige Herr läßt das Häuschen zusammenreißen, weil es ihm die Aussicht versperrt. Ha, ha, ha, der gnädige Herr will ja eine schönere Aussicht haben! Und wenn der Bogt uns auspfänden läßt, wie auch in acht Tagen geschehen wird, und wenn sie Dir das Bett nehmen, in dem jetzt Deine armen kranken Glieder ruhen? Gott sei uns gnädig und barmherzig! Nun, Marie, wie ist's dann?“

„Dann wird Gott uns weiter helfen; denn er wird uns gnädig und barmherzig sein,“ sagte die arme Frau und faltete weinend die Hände. „Vertraue ihm, Christian, vertraue ihm, und sei nicht so kleinmüthig und nicht so ungeschüm und hoffärtig. Es ist genug, daß wir unglücklich sind; wir wollen's nicht auch noch verdienen, daß wir's sind.“

Der Mann war gerührt und faßte die Hand seiner Frau. „So sei es, Marie. Du bist ein braves, tüchtiges

Weib; Du bist besser, Du bist stärker als ich, trotz Deinem kranken Körper, ich weiß es wohl. Aber ich will mich bessern, ich will mich demüthigen, ich will — — — ja, nächsten Sonntag nach der Kirche will ich's thun; ich will zum Herrn Pfarrer gehen und — und will ihm danken für — für die Suppe, die er Dir schickt. Gott erbarne sich meiner, ist es dahin mit uns gekommen?“

„So, Christian,“ sagte seine Frau und strich ihm mit ihrer mageren Hand die Falten von der Stirne, „so ist's recht. Und jetzt, ehe Du gehst, schau mich noch einmal freundlich an, ich habe ja nichts von Dir den ganzen langen Tag, als Dein freundliches Gesicht. So, Christian, jetzt bist Du wieder, wie Du mir gefällst, und jetzt gebe an Dein Geschäft und arbeite mit frohem Herzen. Gott wird uns nicht verlassen.“

Meister Müller versuchte zu lächeln, als er seiner Frau einen Kuß gab. „Du bist meine gute Marie. So lange ich Dich habe, will ich den Muth nicht verlieren. Gottes Segen über Dein Haupt.“

„Guten Morgen, Nachbar Müller,“ scholl jetzt eine tiefe Bassstimme von dem offenen Fenster her, und das riesige Brustbild eines Mannes mit breitem, gutmüthigem Gesicht erschien unter dem Fensterrahmen. „Brav von Euch, Nachbar Müller; ein Mann wie Ihr darf den Muth und die Hoffnung nicht aufgeben, und Euer Weib ist es werth, daß Ihr Euch um sie plaget. Hab' meine Freude an Euch Beiden, ja das habe ich.“

„Guten Morgen, Meister Schmied,“ sagte der Maurer und wendete sich nach dem Fenster, „ich danke für Eure Freundlichkeit. Aber,“ setzte er hinzu und drohte lächelnd mit dem Finger, „seit wann denn säßet Ihr im Dorfe herum und horchet an den Fenstern?“

„Ho, ho, ho!“ lachte der Schmied, daß das Fenster bröhlte, „poß Hammer Schlag und Blasebalg, da möchte man ein Ambos sein, ich und horchen! Da war was zu horchen. Habt Ihr doch geschrieben, als stündet Ihr auf der Kanzel. Aber Eure Predigt hat mir wohlgefallen, fast besser als unserm Herrn Pfarrer seine.“

„Wart,“ Meister Ulrich, ich will Euch,“ sagte Frau Marie und streckte den Kopf zwischen den Bettvorhängen vor, die sie zugezogen hatte, „über unserm Herrn Pfarrer lasse ich nichts kommen, der ist ein rechtschaffener, braver Herr und . . .“

„Respekt davor, ja das ist er,“ sagte der Schmied und griff an seine Ledermütze. „Bin sonst kein großer Freund von den Schwarzröcken, unserer aber hat ein braves Herz unter dem Schwarzfittel, und könnte unserm gnädigen Herrn ein Stück davon abgeben, der Euch von Haus und Hof vertreiben will, und unserm Bogte auch eines, dem scheinheiligen, psalmfingenden Ehusen. Hole sie alle Beide der . . . Na, nichts für ungut; aber es ist noch nicht aller Tage Abend. Seht, wenn ich ein Stück Eisen probiren will, ob mich der Eisenhändler nicht angeschmiert hat, dann stecke ich's in's Feuer und wenn's rothglühend ist, nehme ich's auf den Ambos und bearbeite es mit dem Hammer, daß die Funken davonliegen, und wenn's dann nicht wie Dreck auseinandergeht, sondern gut zusammenschweiß und sich streckt und dehnt, so ist's ein gut Stück Eisen, und unter meinem Hammer ist's noch einmal so gut geworden, als es vorher war. Gerade so ist's mit Euch zwei, will ich Euch sagen. Unser Herrgott, der auch etwas vom Schmiedehandwerk versteht, will einmal sehen, ob das Eisen an Euch gut ist und hat Euch jetzt tüchtig einge'eigt, und unter den Hammer genommen; Ihr aber weidet Euch wader halten und gut zusammenschweißen, ich weiß es, und unser Herr Gott wird sagen: Recht tüchtig Eisen an dem Müller und seiner Frau, will mir ein extra gutes Werkzeug aus ihnen machen. Seht Ihr, Meister Müller, so ist es mit Euch, und das lernt man beim Schmiedehandwerk.“



„Und ein braves Handwerk muß es sein, wo man so gute Sachen lerni,“ sagte Meister Müller, und seiner Frau einen freundlichen Blick zuwerfend, setzte er hinzu: „Und ich und mein Weib, Nachbar Ulrich, wir zwei wollen unserm Herrgott zeigen, daß der Eisenhändler ihn nicht angeschmiert hat. Ja, das wollen wir.“

„So,“ sagte der Schmied lachend, „das wäre jetzt abgemacht. Ich bin heute ein wenig früher aus dem Neste gekrochen, um Euch Euer Werkzeug zurecht zu machen. Da habt Ihr's,“ und seine breite rufige Faust legte einen Zweispitz auf das Fensterbrett, „mit dem da könnt Ihr einen Felsen durchhauen, wie Butter; vom besten Stahle, kann ich Euch sagen, selbst dem Bogte seine hartgefottene Sündersseele wäre nicht zu hart dafür. Ho, ho, ho!“

„Danke, Nachbar,“ sagte Meister Müller und wog das Stück prüfend in der Hand, „ein braves Stück Werkzeug. Ja, ja, im Verfaßlen suchet Ihr Euers Gleichen, Nachbar, und die Karlsrüher könnten von Euch lernen. Und meine Schuldbigkeit?“ setzte er in einiger Verlegenheit hinzu und fuhr mit der Hand in die Tasche seiner leinenen Hosent.

„Bah, Schuldbigkeit,“ posterte der Schmied, „Ihr seid mir Nichts schuldig. Zwischen Nachbarn ist es Schuldbigkeit, daß sie einander helfen. Ich stück Euch Euer Werkzeug, und Ihr stücket mir meinen Schmiedeherd wieder wenn er einmal zusammenfällt. Er wackelt schon, kann ich Euch versichern, Ihr werdet's mir nicht lange schuldig bleiben.“

Der Maurer reichte dem Manne gerührt die Hand. „Danke Euch, Meister, danke Euch von Herzen. So soll es sein, Einer hilft dem Andern, und so hilft sich Jeder selbst. Mein, Meister, jetzt werde ich den Muth nicht verlieren, Ihr habt mir mit Eurer Freundlichkeit das Herz wieder warm gemacht.“

„Macht nur kein solches Wesen; das versteht sich ja von selber,“ erwiderte der Schmied und verzog seinen breiten Mund zum Lachen, daß zwei Reihen prachtvoller Zähne in seinem ruhigen Gesichte glänzten, „und wenn Ihr wollt, so könnt Ihr's gleich quitt machen; gleich auf der Stelle.“

„Sprecht, mit Freuden soll's geschehen.“

„Ihr habt da,“ fuhr der Schmied fort, „einen Jungen, der ein prächtiger Bursche ist. Trotz seiner 15 Jahre hat er keine Nader schon einen Arm wie Stahl, und gestern hat er meinen großen Zuschlaghammer geschwungen, als wäre er ein Besenstiel. Nun aber haben wir zwei den Narren an einander gefressen, der Junge hat Freude am Handwerk, ich habe ihn lieb und — Nun wisset Ihr was? gebt mir den Burschen, ich will einen tüchtigen Schmied aus ihm machen; 's ist doch am Ende besser, als wenn er in der Stadt als Speisbub' verdorben wird. 'S wär Schade' um ihn. Lehrgeld braucht er keines zu bezahlen, ich nehme ihn zu mir in die Kost und uns ist beiden geholfen. Nun, was meint Ihr dazu, Frau Nachbarin?“

Frau Marie hatte der Rede des Schmieds mit steigender Theilnahme zugehört; jetzt faßte sie ihres Mannes Hand und mit vor Nührung bebender Stimme sagte sie: „Siehst Du, Christian, daß wir nicht verlassen und verloren sind? O, Meister Ulrich, welche Freude machet Ihr meinem armen Herzen. 'S ist meines Heinrichs einziger Wunsch, Euer Handwerk zu lernen; wir hätten aber das Lehrgeld nicht erschwingen können. Jetzt aber...“

„Jetzt aber,“ rief eine helle, jugendliche Stimme und die Kammerthüre wurde aufgerissen und ein hübschöner, kräftiger junger Mensch von 15 Jahren, der seinem Vater wie aus dem Gesichte herausgeschnitten war, sprang in das Zimmer und fiel seiner Mutter um den Hals, „jetzt aber brauche ich kein Speisbub' zu werden, sondern werde ein Schmied. Zueh! Nicht wahr, Vater, ich darf?“

Der Vater nickte nur mit dem Kopfe, er konnte vor Nührung nicht sprechen.

„Hurrah! Meister Ulrich, da habt Ihr mich,“ schrie der junge Mensch und sprang mit einem gewaltigen Sage durch das niedere Fenster, wo der Schmied ihn mit lautem Lachen in seinen kräftigen Armen auffing.

„Ich habe ihn, Nachbar Müller, ich habe ihn, und gebe ihn nicht mehr heraus. Jetzt, Heinrich, komm, ich habe ein Eisen im Feuer stecken und —

„man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist,“

vergiß den Spruch nicht, mein Junge —!“

II.

Leichteren Herzens, als er heute den Sonnenaufgang begrüßt, schritt Meister Müller der Stadt zu, wo er als Mauergeselle in Arbeit stand. Trotz seiner verzweifelten Lage war wieder Muth und Vertrauen in seine Brust eingefeßt; der wackere Schmied hatte in ihm wieder einen Schein von Hoffnung für eine glücklichere Zukunft wachgerufen. Auf was diese Hoffnung sich gründe, darüber freilich konnte sich der arme Maurer keine Rechenschaft geben; denn wenn nicht ein Wunder geschah, so sah er sich in 8 Tagen mit Weib und Kind auf die Straße geworfen, ein obdachloser Bettler; ja noch Schlimmeres konnte geschehen; wenn seine anderen Gläubiger nicht weicherziger waren, als der gnädige Herr und der Schulze, so konnte er in den Schuldbüchern wandern mit dem Bewußtsein, seine Familie im Elende verkommen zu sehen. Aber dennoch verzweifelte er nicht, dennoch hoffte er; das hatte seines Nachbarns Ulrich kräftiger und mannhafter Zuspruch bewirkt.

„Bin ich doch vor zwei Stunden noch fast verzweifelt, was aus meinem Heinrich werden solle, und hat es mir das Herz zusammengeschmürt, daß er verkümmern und mißrathen soll unter den verdorbenen Speisbuben und Gesellen der Residenz, und jetzt, jetzt ist für seine nächste Zukunft gesorgt und unter Ulrichs Leitung kann er ein tüchtiger Mann werden, vielleicht einst die Stütze seiner Mutter und seiner Geschwister. Dank dem braven Ulrich und Segen auf sein Haupt. 'S ist ja wahrhaftig ein kleines Wunder, und auf ein kleines Wunder kann auch ein großes folgen. Ich will vertrauen und Gott wird weiter helfen.“

Es schlug eben auf dem Karlsrüher Stadtkirchenturm halb 7 Uhr, als Müller unter den alten ehrwürdigen Eichen dahinschritt, die zwischen dem Gillingen Thor und dem Obrißen Veierheim eine der schönsten Waldpartien der waloreichen Umgebung Karlsrühs bilden, einen Spaziergang, den die Karlsrüher Stadtherren gerne aufsuchen, um ihre fleißig gewordenen Kanzleiglieder wieder etwas geistig zu machen und ihre in der Kanzleiluft ausgeatmeten Lungen in Waldesduft und Waldesgrün wieder zu erfrischen.

In dieser frühen Morgenstunde freilich war von solchen Spaziergängen in dem „Veierheimer Wäldle“ noch nichts zu gewahren, und die erhabene Stille des Eichenwaldes wurde nur unterbrochen durch den flüchtigen Schritt und das Gepolander der Veierheimer Weiber und Mädchen, die, den Milchkorb auf dem Kopfe, nach der Stadt eilten, um den Bewohnern der Residenz die bekannte Veierheimer Milch zum Frühstück zu liefern, die schon in jenen gesegneten Zeiten die löbliche Eigenschaft hatte, die zarten Residenzmägden nicht durch allzugroße Fettigkeit zu belastigen, was sie lediglich der wunderbaren Kraft des Veierheimer Dorfbrennens zu danken hatte.

Die frische Morgenluft und der weite Weg hatten unsern Meister Müller erinnert, daß er noch nicht gefrühstückt habe; hatte er doch noch eine halbe Stunde Zeit, bis er auf dem Werkplatze sein mußte, und so ließ er sich denn unter einer großen Eiche auf eine Bank nieder, und begann seine Zähne an einem ziemlich trockenen Stücke



„Hurrah! Meister Ulrich, da habt Ihr mich.“

Schwarzbrod zu versuchen. In seine Mahlzeit und in Gedanken vertieft, bemerkte er nicht, daß ein einzelner Herr des Wegs gewandelt kam und in seiner Nähe stehend ihn beobachtete. Ein freundliches „Guten Morgen. Schmeckt's?“ machte ihn aufblicken; er zog grüßend die Mütze und sagte: „Danke, Herr. Dem Hungrigen schmeckt's immer.“ Der Fremde war ein großer, stattlicher alter Mann, mit einem freundlichen, wohlwollenden Gesichte, in das man gerne hineinblickte, und als der Maurer hineinsah, meinte er, er müsse das Gesicht schon irgendwo gesehen haben. Das Gesicht war ihm wie eine Erinnerung an bessere Zeiten. Seine Kleidung war einfach, aber von feinem Stoffe. Schwarze, enge Hosen mit Stulstiefeln, dunkler Rock, weiße Weste und Halsbinde und ein dreieckiger Hut, den er unter dem linken Arme trug. In der rechten Hand hielt er ein spanisches Rohr mit goldenem Knopfe. Er mochte ein reicher Kaufmann sein aus der Stadt, oder ein hochgestellter Beamter, am Ende gar der Herr Oberamtmann selber.

„Ihr seid ein Maurer?“ fragte der Herr, indem er mit dem Stocke auf den Zweispiz und die Kelle wies, die Müller an einem Stricke über seine Schulter gehängt hatte.

„Ja, Herr“, sagte dieser, indem er sich erhob.

„Sitzen bleiben, sitzen bleiben“, sagte der alte Herr freundlich. „Ihr seid wohl müde. Ich bin es auch und wenn Ihr ein wenig rücken wollt, will ich mich zu Euch setzen.“ So, sehr Ihr, die Bank hat Platz für uns Beide. Woher des Wegs?“

„Von Eichenbach, zwei Stunden von hier. Ich arbeite an der neuen katholischen Kirche.“

„Ah! die mein Freund Weinbrenner baut?“

Der Maurer schaute seinen Nachbar von der Seite an: „Der ist am Ende auch ein Baumeister, wie der Weinbrenner“, dachte er, und rückte ehrfurchtsvoll ein wenig abseits, denn er hatte gewaltigen Respekt vor den Herren Baumeistern der Residenz und vor dem Herrn Weinbrenner insbesondere.

Der alte Herr schwieg still und zeichnete mit seinem Stock Figuren in den Sand.

Meister Müller hätte gar zu gerne gewußt, ob der Herr wirklich ein Baumeister ist; denn das wäre eine große Ehre für ihn gewesen, mit einem so vornehmen Herrn

auf einer Bank zu sitzen. Das hätte er daheim seiner Marie und dem Ulrich erzählen müssen, die hätten gewiß eine Freude daran gehabt. Endlich sagte er sich ein Herz und fragte: „Der Herr ist wohl auch ein Baumeister, wenn man fragen darf.“

Um den Mund des alten Herrn spielte ein feines Lächeln: „Ja, ja, so etwas dergleichen. Ich bin eben daran, ein großes, stattliches Haus zu bauen und gerade bin ich mit dem Fundamente fertig geworden. Es ist ein tüchtig Fundament, hoffe ich.“

„Da haben Sie recht, Herr Baumeister“, sagte der Maurer; denn jetzt war kein Zweifel mehr, er hatte es ja selbst gesagt, daß er ein Baumeister sei, und deswegen zog er seine Mütze und legte sie neben sich auf die Bank. „Ein gutes Fundament ist die Hauptsache, in alle Wege.“

„Ihr scheint auch ein tüchtig Fundament legen zu wollen für heute“, sagte der Fremde freundlich und deutete auf den Laib Brod, in den der Maurer schon eine tüchtige Bresche hineingearbeitet hatte.

„Freilich“, erwiderte dieser lachend; denn daß der vornehme Herr Baumeister mit ihm, dem gemeinen Maurer, so freundlich und scherzhaft verkehre, that seinem Herzen wohl. „Freilich, das Fundament muß aber auch halten bis Mittag, und dann weiß ich erst nicht, ob ich etwas darauf zu bauen habe; obschon es ganz gut etwas vertragen könnte.“

Der alte Herr schaute den Maurer an. Er schien überrascht zu sein von dieser scherzhaften Bemerkung, die ihm über Stand und Bildung des unansehnlichen Mannes in dem verschossenen blauen Zwischfittel zu gehen schien.

„Ihr sollt aber etwas darauf zu bauen haben, auf Euer Fundament, denn ein Fundament ohne Aufbau ist ein schlimmes Ding. Was meint Ihr zu einem Kalbsbraten und einer Flasche Wein?“

„O Herr“, sagte der Maurer, und war fast betrübt; denn dieser Scherz mit seiner Armuth schien ihm nicht recht von einem so vornehmen Manne, „wo denkt Ihr hin, so etwas kommt nicht an unsereinen.“

„Ich will Euch etwas sagen“, sprach der Unbekannte fort, „ich habe noch nicht gefrühstückt. Ihr habt mir Appetit gemacht mit Euerm Brod. Wollt Ihr mir ein Stückchen davon abgeben?“

„Recht gerne, Herr“, sagte Meister Müller und reichte dem Herrn den Laib und sein Messer hin, „aber es wird Ihnen nicht groß schmecken, es ist halt Bauernbrod.“

„Bauernbrod ist gutes Brod“, sagte der Herr mit freundlichem Ernste und schnitt sich ein ansehnliches Stück herunter, mehr fast, als dem Maurer lieb war; denn der Laib mußte reichen für den ganzen Tag. Der Appetit des alten Herrn schien aber nicht sehr groß zu sein, denn nachdem er ein klein Stückchen von dem Brode versucht und dabei ein Gesicht gemacht hatte, als ob er doch ein besseres Frühstück gewohnt sei, steckte er den Rest in die Tasche und sagte: „Hört, Meister Maurer, Euer Fundament da ist ziemlich trocken; Ihr sollt aber etwas haben zum Anfeuchten und zum Aufbau. Trinkt ein Glas auf Meister Weinbrenner's Gesundheit.“ Der Herr erhob sich, zog seine grüne Börse, und mit einem:

„Das ist für Euch. Guten Tag“, legte er ein Geldstück auf die Bank und entfernte sich, nochmals freundlich grüßend, auf einem Seitenwege.

Der Maurer war so überrascht, daß er beinahe vergessen hatte, den Gruß zu erwidern. Ein blanter Kronenthaler lag neben ihm auf der Bank. Er wußte nicht, was er machen sollte; dem Herrn nachlaufen und ihm sein Geld wieder bringen; denn ein Kronenthaler für ein Stücklein Brod, ein solcher Handel war ihm in seinem Leben noch nicht vorgekommen, der Herr mußte sich versehen haben. Auch sah es fast aus wie ein Almosen; obschon es nicht häufig vorkommt, daß die Herren morgens 6 Uhr in den

Eichenwäldern herumlaufen, um armen Maurergesellen Kronenthaler als Almosen zuzuwenden.

Der Karlsrüber Herr aber sah so reich und vornehm aus und hatte dabei ein so menschenfreundliches, wohlwollendes Gesicht, es war doch möglich, daß er sein Tagewerk mit einer guten That beginnen und dem armen Manne sein hartes Brod mit einer so reichen Gabe versüßen wollte.

„Wahrhaftig, ja so wird es sein,“ sagte Meister Müller, sich selbst beruhigend, und rückte etwas näher zu dem Kronenthaler hin, „es ist kein Almosen und ich kann es mit gutem Gewissen nehmen; der gute Herr hat mir mein Brod bezahlt, das ist Alles. Es ist freilich ein schöner Preis für ein Stückchen Brod und da wäre gut, Bäcker sein. Nun denn in Gottes Namen, so will ich es denn nehmen, es ist das zweite kleine Wunder an diesem Tage, und will meiner Marie eine Flasche Wein dafür kaufen und ein kräftig Stückchen Fleisch.“

Ein Almosen hätte er nicht genommen, bei Leibe nicht, aber wenn einem die Kronenthaler so vom Himmel herunter vor die Füße fallen, da wäre es wohl eine Sünde gewesen, das schöne blanke Silber nicht aufzuheben. Es kam nicht oft an ihn, Aufhebens zu machen von einem Kronenthaler, dem armen Mann.

„Bin doch begierig, ob es noch mehr Wunder absetzen wird am heutigen Tage“, murmelte er, und den Kronenthaler in die Tasche steckend, erhob er sich, um auf den Wertplatz zu gehen.

Er hatte aber noch nicht zwei Schritte gemacht, da stieß sein Fuß an Etwas, das gab einen eigenthümlichen Ton von sich. Er griff unter das dürre Laub, und in seiner Hand glänzte ein grünleidendes Goldstück, das wie Gold und Silber. Das Blut schoß ihm in's Gesicht, als er die Börse prüfend in der Hand wog und sein Herz klopfte ihm gegen die Rippen. Er hatte einen Reichtum in der Hand, der seinem Elende ein Ende machen, der seinem Weibe Gesundheit und ihm selbst wieder Kraft und Muth geben konnte, sich aus seiner schlimmen Lage herauszureißen. Ein häßlicher Gedanke fuhr ihm durch den Kopf, und die Hand zitterte, mit der er den Geldbeutel hielt. Aber nur einen einzigen Augenblick schwannte er, dann war es ihm als ob das bleiche Gesicht seines Weibes ihn anblicke und als ob das ehrliche Auge des braven Ulrich zürnend auf ihm ruhe, noch einen Blick warf er auf die goldgefüllte Börse, und der Kampf war beendet. „Herr, führe mich nicht in Versuchung,“ betete er, und mit einer gewaltsamen Anstrengung sich aufraffend, setzte er sich in scharfen Trab nach der Richtung hin, die der Fremde eingeschlagen hatte. Noch war er nicht zweihundert Schritte gelaufen, da erblickte er den alten Herrn, wie er eben am Saume des Waldes in einen offenen mit zwei prachtvollen Schimmeln bespannten Wagen stieg und rasch davon fuhr. Der Maurer schrie und winkte, aber die Entfernung war zu groß, um den Ruf vernahmen zu können und der Herr wandte ihm den Rücken zu, er konnte die Zeichen des Maurers nicht bemerken. Mit zwei Mauersbeinen acht Schimmelbeinen, die mit Winteseile dahin flogen, einzuholen, daran war nicht zu denken, und schon fürchtete Müller, der die Augen mit der Hand beschattend dem Fuhrwerke nachblickte, den Geldbeutel, der ihm wie Feuer in der Hand brannte, seinem rechtmäßigen Herrn nicht mehr zustellen zu können, und bei dem guten alten Herrn am Ende in falschen Verdacht zu gerathen, da bemerkte er, daß der Wagen von der Hauptstraße ablenkte und in langsamem Trab in einen nach Beierthheim führenden Feldweg hineinfuhr.

Jetzt war die Möglichkeit vorhanden, dem Wagen den Rang abzulaufen; denn der Wagen mußte einen großen Umweg machen und dort, an dem steinernen Kreuze, konnte

er ihn erreichen. Wie ein gekletterter Hirsch rannte der Maurer quer über das frischgepflügte Feld und erreichte das Kreuz in dem Augenblicke, als der Wagen vorüber fuhr. Er hatte nicht mehr so viel Muthem, um ein Halt rufen zu können, und den Beutel in den vorüberfahrenden Wagen werfend, sank er erschöpft an den Stufen des Kreuzes nieder. Als der Beutel flirrend zu den Füßen des alten Herrn niederfiel, hatte dieser überrascht aufgeblickt und dem Kutscher befohlen zu halten.

„Was gibt es da?“ rief er, sich aus dem Wagen herausbeugend.

„Herr Baumeister,“ stotterte der Maurer, immer noch kuckend, „Ihr Geldbeutel — Sie haben Ihren Geldbeutel verloren!“ Der alte Herr hob den Geldbeutel auf, und den Maurer freundlich anblickend, sagte er: „So, Ihr seid's? Wahrhaftig, ja, es ist mein Geldbeutel. Es scheint, ich habe ihn neben die Tasche gesteckt. Ich danke Euch. Wie heißt Ihr, Mann?“

„Müller, Herr Baumeister, Maurermeister Müller, wenn ich auch jetzt nur als Geselle arbeite.“

„Ihr seid von Eichenbach, wenn ich vorhin recht gehört habe?“

„Ja, Herr.“

„Es scheint Euch nicht besonders gut zu gehen, da Ihr als Geselle arbeitet, und doch Meister seid?“

„D nein Herr, es geht mir herzlich schlecht.“

„Erzählt mir Eure Verhältnisse“, sagte der alte Herr freundlich, „wie kommt es, daß Ihr in diese traurige Lage gekommen seid?“

Nun erzählte der Maurer einfach und treuherzig, wie er vor wenig Jahren noch ein wohlhabender, glücklicher Mann gewesen sei; wie er aber durch einen schlechten Freund, für den er Bürgschaft geleistet habe, um sein ganzes Vermögen gekommen sei; dann sei ihm, um sein Unglück voll zu machen, vor einem halben Jahre sein Haus abgebrannt, der Schrecken habe seine Frau auf's Krankenlager geworfen, von dem sie noch nicht aufgestanden sei. „Jetzt wohne ich in einem kleinen Häuschen, das mir der gnädige Herr aus Barmherzigkeit überlassen hat, aber auch dieses muß ich in 8 Tagen verlassen, denn der gnädige Herr braucht das Häuschen zu seiner neuen Parlanlage und will es abreißen.“

„Ja, lieber Herr“, sagte Meister Müller und fuhr sich mit der Faust über die Augen, „ich bin in einer schlimmen Lage. Meine Kartoffeln sind aufgeessen, das Brod ist theuer und 7 Menschen wollen ernährt und gekleidet sein. Da konnte mein Gesellenlohn nicht ausreichen; ich bin in Schulden gerathen, und in 8 Tagen, Herr, just an dem gleichen Tage, wo ich mit meinem kranken Weibe auf die Straße geworfen werde, wollen meine unbarmherzigen Gläubiger mich auspännen lassen. Ihr dürft mir glauben, lieber Herr, da schaffst sich's mit schwerem Herzen.“

„Das ist vieles Unglück“, sagte der alte Herr mitleidig. „Und Ihr habet nie den Muth verloren, mit dieser großen Last auf dem Herzen?“

„Nein, Herr, bis heute habe ich den Muth nicht verloren, und wenn ich ihn verlieren wollte, da hat der Gedanke an mein liebes krankes Weib, oder ein thätig Wort vom Schmied Ulrich mich wieder stark gemacht.“

„Ulrich? Wer ist dieser Ulrich?“

„Der Ulrich, Herr, der ist ein Freund von mir und der wackerste Mann unter Gottes blauem Himmel.“

„Meister Müller“, sagte der alte Herr, „Ihr seid ein braver Mann, denn wie mir scheint, hat Euch der liebe Gott heute früh eine schwere Versuchung in den Weg gelegt und Ihr habt die Probe wacker bestanden“, und babet blickte der Herr bebütungsvoll auf den goldgespitzten Beutel, den er in der Hand hielt.

Dem Maurer war die rote Bluth in's Gesicht gestie-

gen und ganz nahe an den Wagen Schlag tretend, sagte er mit fast bebender Stimme:

„Lieber Herr, ich will es nur gesehen, es ist ein schweres Ding für einen armen Mann, wie ich, einen Beutel mit Gold finden und zu wissen, daß Weib und Kinder daheim Hunger leiden müssen. Ich habe ein paar schwere Minuten gehabt, Herr, der Himmel schütze Sie davor. — Doch es schlägt sieben auf der Stadtkirch, ich muß zur Arbeit. Guten Tag, Herr, und nochmals Dank“, und sich kurz umwendend, fast als sei er beleidigt, daß der alte Herr seinen Kampf mit der Versuchung errathen habe, eilte er der Stadt zu. Der Unbekannte hatte sich in seinem Wagen aufgerichtet und dem fortziehenden Maurer nachgeschaut, dann sagte er zum Kutscher: „Friedrich, nach Eichenbach“, und der Wagen rollte weiter.

III.

Während Meister Müller auf den hohen Gerüsten des Neubaus der katholischen Kirche in Karlsruhe sein Tageswerk besorgte, aber nicht mit fröhlichem Muthe, denn es hatte sich ihm wieder auf die Brust gelegt, schwerer als die Steine, die seine Hand bearbeitete, geschahen in seinem heimathlichen Dorfe noch ein Paar weitere kleine Wunder. Nämlich an dem gleichen Vormittage fuhr ein schöner offener Jagdwagen durch den breiten Dorfweg in Eichenbach und hielt gerade vor dem Pfarrhause stille. Außer der Amtschaise, die alle Jahre einmal während der Forellenzeit (dem Eichenbach war berühmt durch seine Forellen) durch das Dorf rumpelte, um seinen amtlichen Inhalt im „Hirschen“ abzusehen, war das Erscheinende eines Wagens in Eichenbach ein so außerordentliches Ereigniß, daß es sich von selbst verstand, daß der vor dem Pfarrhause haltende Wagen in einem Nu von der neugierigen Eichenbacher Schuljugend umringt war. Für den alten Herrn, der aus dem Wagen stieg, wäre es keine kleine Arbeit gewesen, durch diesen Schwarm kleiner kratzender Schelme hindurch die Pfarrhaustreppe zu gewinnen, wenn er sich nicht dadurch Luft verschafft hätte, daß er einige kleine Münze unter die Aubringelichen warf und so ihre Aufmerksamkeit von seiner Person ablenkte. Während die Hoffnung Eichenbachs schreiend und johlend über den Kreuzerfüßen zusammenpuzelte, stieg der Fremde lachend die Treppe hinan und zog die Klingel. Unter der Hausthüre erschien, durch den Lärm angelockt, die stattliche Gestalt der Frau Zukunde, wohlbestallter Haushälterin des Herrn Pfarrers, in einem dem ländlichen Charakter der Gegend entsprechenden sehr ursprünglichen Morgenanzuge. Wie Frau Zukunde den alten Herrn erblickte, rief sie einen lauten Schrei aus, und mit einem: „Ach, Herr Jesus, wie sehe ich aus! Ach du lieber Gott!“ schlug sie ihm die Thüre vor der Nase zu.

Nun erhob sich im Pfarrhause ein gewaltiger Rumor, Thüre auf, Thüre zu, Treppe auf, Treppe ab, und die kreischende Stimme der Frau Zukunde war bis auf die Straße heraus vernehmbar: „Herr Pfarrer, Herr Pfarrer, um Gotteswillen, Herr Pfarrer! Ach, Herr Jesus, wie sehe ich aus! Herr Pfarrer, wo ist meine Haube? Ach du lieber Gott!“

Der Straßenkampf war inzwischen beendet und die Sieger waren mit ihrer Beute spornreichs davongerannt, verfolgt von der minder glücklichen schreienden Mehrheit der kleinen Kämpfer, und schon wollte der alte Herr, der mit sichtbarern Vergnügen den kleinen Purzeln zusehau hatte, die Geduld verlieren und den gewichtigen Thürschlüssel in Bewegung setzen, da öffnete sich die Thüre zum zweitenmale, und auf der Schwelle erschien die ehrwürdige Gestalt des geistlichen Herrn, der den Fremden mit einer tiefen und ehrerbietigen Verbeugung begrüßte. Im Hintergrunde konnte man Frau Zukunde bemerken. Sie hatte ihre Haube mit den feuerrothen Bändern auf-

gelegt, ein Kleidungsstück, welches den neidischen Blicken der Eichenbacher Weiber nur bei außerordentlichen Feierlichkeiten ausgesetzt wurde, und machte die ungeheueren Anstrengungen, sich hinter dem Rücken des Pfarrherrn durch unzählige bodentiefe Knire bemerkbar zu machen. Der fremde Herr reichte dem Herrn Pfarrer freundlich lächelnd die Hand und schritt über die Schwelle.

Eine halbe Stunde später leuchte der Dorfschulze, im höchsten Sonntagsstaat und in einem Geschwindsschritte, gegen den sein dicker Bauch beständig zu protestiren schien, nach dem Pfarrhause zu, auf dessen Treppe er mit dem Schmied Ulrich zusammentraf. Auch dieser hatte sich den Ruß aus dem Gesichte gewischt und war in seinen Sonntagrock gefahren, nur seinen unteren Menschen hatte er nicht mehr Zeit gehabt in Ordnung zu bringen, denn seine kräftigen Beine steckten in ein Paar groben Arbeitstiefeln und unter dem zugeknöpften Rocke schaute das Schurzfell heraus.

„Poß Hammerschlag und Blasebalg, Herr Vogt,“ rief der Schmied mit schallender Stimme, „was ist denn los, daß man uns von der Arbeit wegholt? Will uns unser Herr Pfarrer eine Extrapredigt halten, oder habt Ihr Gewissensbisse, Herr Vogt, und wolt Eure Sünden beichten?“ Der Schulze blies seine dicken Backen auf, daß seine kleine Augen ganz in den Kopf hineinschlüpften, und einen giftigen Blick auf den ehrlichen Schmied schleuderte, sagte er: „Rehret Ihr vor Eurer eigenen Thüre, Meister Ulrich, Ihr werdet schon ein Häuflein Schmutz davon finden. Heute aber hat der Herr seine Gnade ausgegossen über seinen unwürdigen Knecht,“ setzte er salbungsvoll hinzu und faltete die Hände auf seinem dicken Bauche. „Das ist ein Tag des Segens und des Heils! O, das ist Balsam für meine Seele!“

„Ho, ho, ho!“ lachte der Schmied, als er hinter dem Schulzen in's Pfarrhaus trat, „da bist ich denn doch begierig, was das für eine Sorte Balsam ist, der die fetten Seel des dicken Schlingels da so mürbe macht. Unwürdiger Knecht, nennt er sich? Poß Blasebalg und Hammerschlag, wenn ich den Kerl nur einmal auf meinem Imbos hätte!“

Nach einer Stunde trat der fremde Herr wieder aus dem Pfarrhause und bestieg seinen Wagen. Dem geistlichen Herrn schüttelte er zum Abschiede herzlich die Hand und sagte: „Es freut mich, Herr Pfarrer, daß ich Sie persönlich kennen gelernt habe. Ich schätze Sie. Ich hoffe unsere kleine Verschwörung soll gute Früchte tragen. Nehmen Sie zum Voraus meinen Dank.“ Der Pfarrer beugte sich gerührt über die Hand des Fremden und seine Lippen bewegten sich, als wollten sie einen Segen aussprechen.

„Meister Ulrich,“ rief der Herr an die Treppe hinan, wo der Schmied stand, die Ledertasche in der Hand, und mit strahlenden Augen auf den alten Herrn hinunterblickte, „Meister Ulrich, reinen Mund gehalten! Verderbet mir die Freude nicht. Ihr wiisset, was Ihr zu thun habt!“

„Herr,“ sagte der Schmied und legte die Hand auf die Brust, „ich kann mein Maul brauchen, wenn es gilt, ich kann es aber auch halten. Sie sollen mit mir zufrieden sein.“

„Ihr, Herr Vogt,“ fuhr der Fremde fort, „habt nur über meine Person zu schweigen. Im Uebrigen möget Ihr plaudern; denn was Ihr zu thun habt, muß ja doch bekannt werden. Und nun, da meine Morgenarbeit gethan ist, Friedrich nach Hause. Guten Morgen, meine Freunde!“ Der Wagen flog die Dorfstraße hinab und war im nächsten Augenblick den Blicken der Nachschauenden entschwunden.

„Bivat!“ rief der Schmied und warf seine Ledertasche in die Höhe, „das ist einmal ein Herr, poß Blasebalg und Hammerschlag, für den ließ ich mich lebendig rösten!“

„Gott segne ihn,“ sagte der Pfarrer, „ein edler Herr, ein großes Herz!“



„Bivat!“ rief der Schmied und warf seine Lederkappe in die Höhe.

„Ein kurioser Herr,“ murmelte der Schulze, mit einem boshaften Blick auf den Schmied. „Möchte nur wissen, was er an dem Ulrich für einen Narren getroffen hat? Eine volle Viertelstunde hat er in der Fensterrede mit ihm geplaudert. Und ich, ich soll ihm einen Hansplatz kaufen, will sich ein Bauernhaus bauen? Soll's tüchtig zahlen müssen, der gute Herr, soll's tüchtig zahlen müssen. Kuriose Einfälle, die großen Herren! Guten Morgen, Herr Pfarrer!“ Der geistliche Herr erwiderte den Gruß nur mit einem Kopfnicken.

„Guten Morgen, Herr Bogt!“ rief ihm Meister Ulrich nach und sehte halb laut hinzu: „Der Teufel mag seine Seele weickochen!“

„Pfiu, Meister Ulrich, pfiu,“ sagte der Geistliche mit verwelkender Geberde.

„Ach was, Herr Pfarrer,“ brummte der Schmied, „ich muß mir dann und wann Luft machen. Wenn ich den scheinküßigen Schufsten sehe, der seinen bösen Bauch mit dem Herzblute der Wittwen und Waisen mästet, dann steigt mir die Galle.“

„Auch seine Stunde wird schlagen, Meister Ulrich, und heute hat die Glocke zum erstenmale gewarnt.“

„Ho, ho, ho, und wie hat sie gewarnt! Und der feiste Mistkäfer ahnt es nicht, daß ich ihn am Faden habe. Boy Blasbalg und Hammerschlag, soll das ein Festtag werden! Guten Morgen, Herr Pfarrer.“

IV.

In ihrem Stübchen saß die Frau des Maurers Müller in einem alten gepolsterten Lehnstuhl am offenen Fenster; ein tiefer Schmerz lag in diesen bleichen, eingefallenen Zügen und ihre großen Augen schauten träumerisch in die Leere hinaus. Ihre älteste Tochter, ein hübsches Mädchen von 13 Jahren, saß ihr gegenüber und gab ihrem kleinen 4jährigen Schwesterchen Unterricht im Stricken. Von Zeit zu Zeit streifte ihr Auge die zusammengeworfene Gestalt ihrer Mutter, dann beugte sie sich tiefer herunter zu der kleinen Strickerin; auch diese jugendlichen Augen kannten schon den Schmerz. An dem kleinen Tische saßen zwei blondköpfige Buben und malten ungeheuerliche Buchstaben auf die Bruchstücke einer Schiefertafel. Jetzt schob der eine der Buben die Schiefertafel von sich, legte den Kopf auf den Tisch und weinte. „Was hast Du, Hans?“ sagte

das Mädchen. Der kleine Hans aber gab keine Antwort und weinte stille vor sich hin. Da stand das Mädchen auf und beugte sich zu dem Brüderchen nieder. „Sage mir, Hans, was fehlt Dir?“ „Ich habe Hunger,“ sagte der Bube mit halbkleiner schluchzender Stimme und schaute ängstlich nach der Mutter hinüber. Frau Marie schraf aus ihren Träumereien auf: „Nöse, was fehlt dem Hans, warum weint er?“

„Er sagt, er habe Hunger,“ sagte der ältere Knabe, „der dumme Hans! Ich habe keinen Hunger, ich!“

„Doch, Du hast,“ erwiderte der Kleine trotzig, „Du hast's ja eben gesagt.“

„Ho, ich hab nur Spaß gemacht, du dummer Kerl. Verstehst Du keinen Spaß? Gewiß Mutter, ich kann schon warten, bis der Vater kommt.“

„Arme Kinder!“ seufzte Frau Marie und barg schluchzend ihr Gesicht in die Hände.

„Du bist halt ein Esel,“ sprach der ältere Karl und gab seinem Bruder einen Rippenstoß, „siehst Du, jetzt greint die Mutter wieder.“

Da ging die Thüre auf, und leuchtend unter der Last eines gewaltigen Hentelkorbes trat die behäbige Gestalt der Frau Zufunde in das Zimmer.

„Guten Abend bei einander, guten Abend bei einander. Guten Abend, Frau Müllern. Bleiben Sie sitzen, Frau Müllern, bitte bleiben Sie doch sitzen. Gott wie bin ich gelaufen, und was ist das für ein Tag. Ich will mich nur gleich setzen, ich bin ganz außer Athem; mit Erlaubniß, Frau Müllern. Was sind Sie für eine glückliche Frau und muß ich so etwas erleben! Ach, du lieber Gott! Nöse, nimm den Korb und pack' ihn aus, es ist Abendessen drin für die Kinder, Butter und Brod und ein kalter Hammelschlegel. Wissen Sie, Frau Müllern, am Montag mache ich immer einen Hammelschlegel, der geistliche Herr ißt ihn so gern und man kann ihn die ganze Woche kalt aufschneiden. Der Herr hat zu mir gesagt, Zufunde, hat er gesagt, nimm den Hammelschlegel und trage ihn zu Müllers, die Kinder sollen sich's schmecken lassen, hat er gesagt. Ha, ha, ha, wie sie einhauen, der Karl und der Hans; bringet mir nur keine Knochen in den kalten Hals! Und für Sie, Frau Müllern, habe ich ein Schälchen Kaffee mitgebracht und für mich auch eins, und biden Kuchen, wir wollen ein Schälchen Kaffee mit einander trinken und eins zusammen plaudern; das heißt, Sie sollen nicht zu viel plaudern, Frau Müllern, die sind noch zu schwach. Doch, das wird jetzt bald anders werden. Mir aber, mir thut es nichts, das Plaudern, Gottlob und Dank, nein, mir thut es nichts. Ach, du lieber Gott!“

Unter diesem sprudelnden Redefuß hatte Frau Zufunde mit Hilfe Nöschens den Korb ausgepackt, und vor den hungrigen Augen der Kinder einen Reichthum von Gewaaren ausgebreitet, daß diese vor Entzücken laut aufjubelten und ohne eine weitere Aufforderung abzuwarten, mit einem Eifer darüber herfielen, der selbst der bleichen Frau Marie ein glückliches und dankbares Lächeln entlockte. Dann hatte Frau Zufunde eine feine weiße Serviette auf der Tischdecke ausgebreitet, hatte einen vielerwähnten Kaffeebecher aufgestellt, und nachdem sie Frau Marie in ihrem Lehnstuhl an den Tisch geschoben, setzte sie sich mit einem behaglichen Seufzer vor einer sehr umfangreichen Tasse nieder.

„So Frau Müllern,“ fuhr die gutberzige und redselige Haushälterin fort, indem sie den braunen Trank in die Tassen schenkte, „so Frau Müllern, den dürfen sie sich herabhaft schmecken lassen, sind keine Gelbrüben darunter. Wissen Sie, der Herr mag die Gelbrüben nicht, außer ganz jung und zart mit Hammeldrippchen darauf, ha, ha, ha, aber nicht unterm Kaffee; ja da käme ich schon an. Ach, du lieber Gott! Gerade wie der Herr General selig in Karlsruhe. Wissen Sie, ich war als Köchin bei's



„So, Frau Müllern, den dürfen Sie sich herzlich schmecken lassen.“

Herrn Generals selig in Karlsruhe, und deswegen habe ich ihn auch heute Morgen gleich wieder erkannt; war er doch mehr als zehnmal in unserem Hause und einmal, bei der Frau Generalin ihrem Geburtstag selig, hat er sogar mit uns zu Mittag gegessen, und der Johann hat seine frummen Weine in kurze Sammtkassen stecken müssen, und weiße baumwollene Handschuhe anziehen und bei Tafel aufwarten. Ha, ha, ha, hat gerade ausgesehen wie ein Pavian. Ach, du lieber Gott! Hab' ihn aber gleich wieder erkannt heute Morgen; ein lieber Herr, ein freundlicher Herr; und wie hab' ich ausgesehen; ich bin nur gleich die Treppe hinaufgelaufen und habe meine neue Haube aufgesetzt und der Herr hat freundlich gelacht, wo er mich gesehen hat. Ach Gott, Frau Müllern, wenn ich reden dürfte! Ach Gott, was sind Sie für eine glückliche Frau! Aber ich darf nicht reden, der geistliche Herr hat mir's aufs strengste verboten, und der Herr kann sich auf mich verlassen, denn wissen Sie Frau Müllern, ich kann schweigen, wie eine Mauer, ich kann stumm sein, wie ein Fisch! Aber es wird noch Alles an den Tag kommen, und Sie werden mir bezeugen, Frau Müllern, daß ich immer eine gute Freundin von Ihnen war und es immer gut mit Ihnen meinte, und daß ich immer sagte, der Bogt sei ein Schuft, trotz seiner Betstunden und seinem Pfalmsingen, und aus dem wird der Teufel in der Hölle noch Hammelsrippchen braten! Der Bucherer, der Geizhals, der Leuteschinder, der — — Ach, du lieber Gott!

Frau Zukunde machte eine Pause, um nach Athem zu schnappen und ihre dritte Schaale Kasse auszuschöpfen. Frau Marie, die ihr mit trübem Lächeln zugehört hatte, benutzte die günstige Gelegenheit, um ihr zu danken und ihr zu versichern, daß sie nie an ihrer Freundschaft zweifeln werde.

Freilich, freilich, nahm die Haushälterin ihren Redestrom wieder auf, „wir waren immer die besten Freundinnen zusammen und erst heute Morgen habe ich zum glücklichsten Herrn gesagt, Herr Pfarrer, habe ich gesagt, Frau Müllern ist eine so brave Frau und eine so gute Freundin von mir, hab' ich gesagt, ist krank und hülflos, und kann sich nicht erholen bei den vielen Kindern, hab' ich gesagt, und da haben wir so ein kleines Zimmerchen im Pfarrbause, ganz still und heimlich gelegen, gegen den Garten hinaus, da soll die Frau Müllern hineinziehen, da kann sie ganz ruhig sein und sich pflegen und ich will ihr Krautsuppen kochen, wir haben ja so viele alte Hühner auf dem Hofe und ihre Kinder dabei, die will ich besorgen, als wenn ich ihre eigene Mutter wäre, hab' ich gesagt, und da wird die Müllern bald wieder gesund werden

und ihrer Haushaltung wieder vorstehen können. Ja, so hab' ich gesagt. Ach, du lieber Gott. Und da hat der geistliche Herr gesagt, Frau Zukunde, hat er gesagt, Sie sind eine wackere Frau, und die Frau Müllern soll gleich zu mir in's Haus, heute noch soll sie einziehen. Ach, du lieber Gott, wenn ich reden dürfte, aber ich kann schweigen, Frau Müllern, ich kann schweigen, wenn es sein muß, stumm, wie ein Fisch. Und ich will gleich nach dem Doktor schicken und sie soll von meinem alten Malaga trinken, hat der Herr Pfarrer gesagt, und der Johann soll die Chaise einspannen, und der Müller ist ein braver Mann und den Unglücklichen muß man beistehen, so hat er gesagt. Ach, du lieber Gott, da ist die Chaise schon! Ach, packe deiner Mutter Siebensachen zusammen, und trage sie auf den Pfarrhof, und jetzt kommen Sie, Frau Müllern, das Bett ist frisch überzogen und ausgelüftet und gewärmt, und in acht Tagen wollen wir einmal sehen, was Sie für dicke rothe Backen haben. Ja, wenn ich reden dürfte; ich hab' ihn aber gleich wieder erkannt, gleich auf der Stelle, den lieben, guten Herrn. Ach, du lieber Gott!

Und so geschah es. Ehe Frau Marie nur dazu kommen konnte, ihren Dank zu stammeln, hatte Frau Zukunde sie mit sanfter Gewalt von dem Lehnstuhle aufgehoben, in ihr eigenes warmes Halstuch gehüllt, und sie sorgsam unterstützend, zu der vor der Thüre stehenden Pfarrchaise geführt, in deren ehrwürdigen Kasten sie sich mit ihrer Pflegebefohlenen setzte, und dem Pfarrhause zu rumpelte. Als Meister Müller in der Abenddämmerung von der Arbeit nach Hause kam, wollte er seinen Ohren nicht trauen, als die Kinder ihm das Geschehene erzählten. Er eilte in den Pfarrhof, und fand an dem Bette seiner Frau, die ihm freundlich lächelnd die Hand entgegenstreckte, den Arzt, der ihm die Versicherung gab, daß unter solcher Pflege seine Frau bald wieder vollständig hergestellt sein werde.

„An uns soll es nicht fehlen, Meister Müller“, sagte der ehrwürdige Pfarrer, indem er dem Mauer freundlich die Hand schüttelte, „Eure Frau soll bald wieder Rosen auf den Wangen haben. Nur den Muth nicht verloren, Mann; was auch noch Schlimmes kommen mag, der alte Gott lebt noch, vertraut ihm in allen Stücken.“

„Und für die Kinder will ich sorgen, als wären es meine eigenen,“ sagte Frau Zukunde, „gewiß und wahrhaftig, ich will es thun und Ihr könnt ruhig Eurer Arbeit nachgehen. Ach, was wir noch Alles erleben werden; wenn ich nur reden dürfte, aber gewiß, ich kann schweigen, ja ich kann schweigen, Herr Pfarrer; stumm, wie ein Fisch. Ach, du lieber Gott!“

V.

Acht Tage waren seit jenem ereignisreichen Montage vergangen. Der Schulze hatte im Auftrage des fremden Herrn einen schönen Banplatz nebst Grasgarten erkanden, „für schweres Geld, für schweres Geld,“ wie er sagte. Es war aber ein offenes Geheimniß im Dorfe, daß ein Drittel des Kaufpreises in des Schulzen Tasche gewandert war. Es war dies so eine kleine Eigenheit des Herrn Schulzen, es war die Art, wie er Geschäfte betrieb. Die Bauern zerdrachen sich die Köpfe, wer denn der fremde Herr sei, der sich in ihrem Dorfe ein Haus bauen wolle, zu dem schon die Mauersteine beigegeführt wurden. Der alte Herr in dem Jagdwagen kam stark in Verdacht, und der Herr Pfarrer und der Schmied Ulrich hatten einen harten Stand der Neugierde der Bauern gegenüber. Sie sagten aber, „wir dürfen nicht, es ist uns ein Schloß vor den Mund gelegt.“ Der Schulze that sehr geheimnißvoll und ließ nur etwas durchblicken von einem hohen Gönner in der Residenz, Sommeraufenthalt, Forellenfang und dergleichen. Am ärgsten war Frau Zukunde von ihrem Geheimnisse geplagt, es wollte sie fast umbringen: „Ach, Herr Jesus, so etwas zu wissen und nicht reden zu dürfen,“

klagte sie den Honoratioren unter den Bauernweibern, „aber ich habe ihn gleich wieder erkannt, den guten, lieben Herrn; ja wenn ich reden dürfte. Ach, du lieber Gott!“

Schmied Ulrich hatte das ganze Jahr hindurch nicht mit solcher Fröhlichkeit gearbeitet, wie in dieser Woche. Wenn man an seiner Werkstätte vorüberging, konnte man ihn hämmern und lachen hören, durcheinander. „Heinrich, mein Junge, jetzt das Eisen aus dem Feuer. Drauf, mein Junge, drauf aus Leibeskraften, daß seine Seele wie schmutzige Schlacke aus seinem Leibe spritzt. Ho, ho, an dem geht kein Streich verloren, und er merkt es nicht einmal, der dicke Schlingel, er merkt es nicht, wie ich ihn mit der Zange halte. Drauf, um Deines Vaters willen! Ho, ho, ho!“

Frau Marie ging im Wirthshaus unter der liebevollen Pflege ihrer gesprächigen Freundin sichtlich ihrer Geneigung entgegen, und Meister Müller, der täglich auf Arbeit in Karlsruhe war, würde glücklich gewesen sein, wenn nur nicht der Zeitpunkt unerbittlich immer näher geklickt wäre, der ihn seines Obdaches und seiner kleinen Habe berauben sollte. Er demüthigte sein Herz und ging zu dem gnädigen Herrn, wurde aber nicht vorgelassen; er ging zu dem Schulzen, der sein Hauptgläubiger war und gegen ihn die Pfändung erwirkt hatte, der Schulze wies ihm aber die Thüre: „er könne sein Geld nicht an jeden Lumpen verlieren.“ — So war der Tag der Pfändung gekommen.

In der kleinen Stube des Maurers Müller waren die bescheidenen Habseligkeiten der armen Familie zur Ansicht der Steigerungslustigen aufgestellt. Bettwerk, Hausgeräthe aller Art, auch einige feinere Möbel von polirtem Nussbaumholz; es waren Erinnerungszeichen besserer Zeiten, die letzten Trümmer aus dem Schiffbruche eines untergegangenen Glückes.

Meister Müller stand im Hintergrunde des Zimmers, mit übereinandergeschlagenen Armen, finstern Blicke und festzusammengepreßten Lippen. Heute ging der Maurer nicht nach Karlsruhe auf die Arbeit. Neben ihm stand sein Sohn Heinrich. Er hatte seinen Arm in den des Vaters geschlungen und sah trotzig dem Treiben des Schulzen zu, der im Zimmer umherwandelte und die der Versteigerung ausgesetzten Gegenstände mit verächtlichem Achselzucken prüfte. Ein Dutzend Bauern und Bauernweiber drängten sich an der Thüre. — Steigerungslustige. Schmied Ulrich sah in dem bekannten alten Lehnstuhl und schaute mit sarkastischem Lächeln in das Treiben um ihn her.

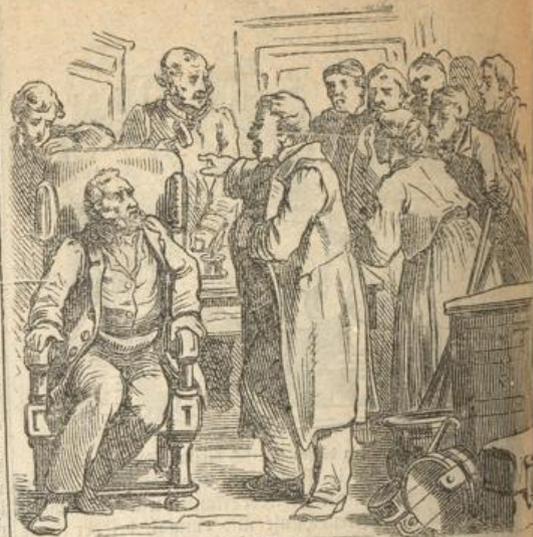
„He, Herr Vogt,“ sagte er, „habt Ihr bald Alles durchgemustert? Kann's bald losgehen?“

„Ich verkere mein baares Geld an dem Punder,“ murkte dieser und gab einem unschuldigen Räbel einen verächtlichen Fußtritt, so daß dieser erstaut in eine Zimmerede rollte. „Meine Gutherzigkeit hat mir da wieder einen schönen Streich gespielt.“

Die Bauern streckten die Köpfe zusammen und scherten. Der Schmied brach in ein schallendes Geläch er aus: „Ho, ho, ho, Eure Gutherzigkeit, Herr Vogt; ja, ja, die ist ein Hauptfehler an Euch. Er ist so gutherzig! Und jetzt wollt Ihr in Eurer Gutherzigkeit den armen Leuten da ihre letzte Habe nehmen? Ich warne Euch, Herr Vogt! Man kennt den saubern Handel, mit dem Ihr den Müller zu Grunde gerichtet. Ich warne Euch, und der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht.“

Der Schulze riß seine kleinen Schweinsaugen auf und starrte den Schmied mit unverbohlenem Erstaunen an: „Ich glaube, Ihr seid geschossen, Meister Ulrich? Was schwähet Ihr da für Unsinn von warnen und Krug zerbrechen? Stehet einmal auf, daß ich den Lehnstuhl betrachten kann, 's ist glaub' ich noch eines von den besten Stücken unter dem Lumpenklam.“

„Den Stuhl, Herr Vogt, braucht Ihr nicht zu betrach-



„Den Stuhl, Herr Vogt, braucht Ihr nicht zu betrachten.“

ten, der kommt nicht in Eure Klauen,“ sagte der Schmied und lehnte sich so recht bequem in dem Stuhle zurück.

„Das wollen wir einmal sehen,“ erwiderte der Schulze, „er paßt mir gerade in meinen Ofenwinkel. Mein Ihr, ich solle gar nichts haben für meine dreihundert Gulden? Der Stuhl ist mein und damit Hellsab! Hansfrieder, fangt an.“

Hansfrieder war der Ortsdiener, Nachwächter und Aukrüser, alles in einer Person, und des Schulzen rechte Hand, und diese wichtige Person stand hinter dem Tische, einen Hammer in der Hand und der Befehle seines Vorgesetzten zum Beginn der Steigerung gewärtig.

Jetzt trat Meister Müller zwei Schritte vor und sagte mit vor unterdrückter Bewegung bebender Stimme: „Herr Vogt, wie es mit den dreihundert Gulden steht, die ich Euch schuldig bin, und um die Ihr mich jetzt auspfänden laßt, wisset Ihr am besten, und Gott weiß es auch. Ich will aber Alles über mich ergehen lassen und will nicht klagen; nehmet mir Alles, nur den alten Lehnstuhl laßt mir. In dem Stuhle ist mein Vater gestorben, — laßt mir den Stuhl, Herr Vogt.“

„Ja, ja, Herr Vogt, den Stuhl müßet Ihr ihm lassen,“ riefen die Bauern durcheinander.

„Nun, Herr Vogt, wie ist's mit Eurer Gutherzigkeit?“ rief der Schmied, „wollt Ihr ihn lassen, den Stuhl? Vogt, ich warne Euch!“

„Dummes Zeug!“ schrie der Schulze zornig. „Hansfrieder, fangt an!“

„Das ist schlecht, Herr Vogt,“ riefen die Bauern durcheinander. „So geht man mit den Leuten nicht um.“

„Sein Vater ist darin gestorben.“ „Der Stuhl muß er behalten.“ „Wir stehen Alle zusammen!“

„Vater, laßt mich los,“ rief der junge Müller, vor Aufregung weinend, „Ihr müßet Euren Stuhl haben, wo mein Großvater drin gestorben ist, laßt mich los, ich will an ihn!“

„Ruhig, Heinrich,“ sagte Ulrich, „es kommt schon noch an ihn, bei dem geht kein Streich verloren, er lauft und nimmer davon! Jetzt anfangen, Herr Vogt, in's Feuers Namen, denn in Gottes Namen kann man bei Euch nicht sagen; obßen Ihr ein frommer Mann seht.“

Der Ortsdiener sah seinen Herrn fragend an. Dieser nickte, einen wüthenden Blick auf den Schmied werfend.

„Das sollt Ihr mir entgelten, Ulrich! Angefangen!“



daß ich Euch diese Stunde nicht erspart habe, aber hier wartet eine höhere Hand, die dem fetten Sünder dort noch Zeit zur Buße geben wollte bis zuletzt. Jetzt aber ist es zu spät und dort kommt der Rächer!" Alle Blicke wandten sich nach der Thüre, auf welche des Schmied's erhobene Hand deutete.

Der Schulze wurde käseweiß und flammelte: „Der Herr Oberamtmann!“

Unter der Thüre stand die hohe Gestalt eines Mannes in mittleren Jahren, der mit strengem Blicke die Gesellschaft musterte. Ueber seine Schulter hinweg konnte man zwei bewaffnete Landjäger erblicken, welche die Thüre besetzt hielten.

„Meister Ulrich“, sagte der Herr Oberamtmann, „Ihr habt Eure Sache gut gemacht. Für diesen hier“, und er zeigte auf den Schulzen, der dastand wie ein zusammengeschnapptes Taschenmesser, „für diesen hier ist die Zeit der Langmuth vorüber, er hat die letzte Frist verscherzt und die Zeit der Gerechtigkeit ist gekommen. Schulze, Ihr seid Eures Amtes entsetzt. Ihr seid in Untersuchung genommen wegen Amtsmißbrauch, wegen Wucher und wegen Unterschlagung. Landjäger, fuhret ihn ab. Ulrich, Ihr seid mit provisorischer Führung des Schulzenamtes beauftragt, bis eine Wahl getroffen ist. Ich hoffe die Wahl wird Euch treffen, denn Ihr seid ein würdiger Mann. Ich werde Euch heute noch in Euer Amt einführen.“

Jetzt laßet mich allein, ich habe mit Meister Müller zu sprechen.“

Die Bauern räumten die Stube. Schmied Ulrich nahm seinen Lehrlingen Heinrich an der Hand und verließ das Zimmer. Draußen konnte er's nicht länger mehr verheben. Er that einen lauten Fuchszet. „Heinrich, mein Junge, die Sonne scheint wieder! Jetzt zu deiner Mutter. Der habe ich ein Wörtlein zu sagen, das ihr besser auf die Beine helfen wird, als alle Arzneien der Welt!“

Meister Müller hatte mit sprachlosem Erstaunen dies Schauspiel betrachtet, das sich vor seinen Augen entwickelte. Er war allein mit dem Beamten, den er kaum anzusehen wagte; sein Herz klopfte, als hätte er ein Unrecht begangen; er konnte sich nicht denken, was der hochgestellte Beamte mit ihm, dem armen Manne, zu verhandeln habe.

„Meister Müller“, sagte der Beamte, indem er den



Dabeind sprangen die Kinder ihren Eltern entgegen.

Unter der Thüre stand die hohe Gestalt eines Mannes.

„Ein gepolsteter Lehnstuhl!“ rief der Ortsdiener im Ausrufers-Tone. „Angeschlagen zu zwei Gulden!“

„Geboten!“ rief ein Bauer. Der Schulze lächelte und gab dem Ausrufers einen Wink.

„Drei Gulden! Zum Ersten —“

„Vier Gulden!“ rief der Bauer wieder. —

„Fünf Gulden!“ sagte der Schulze und schlug mit der Hand auf den Tisch. „Seid Ihr Narren? der Stuhl ist keine drei Gulden werth, und ich muß ihn haben und ich will ihn haben.“ — Fünf Gulden, zum Ersten —

Die Bauern steckten die Köpfe zusammen und beratheten sich —

„Zum Anderen und zum —“

„Sechs Gulden!“

„Sieben Gulden!“ rief der Schulze triumphirend.

„Wer ist ein Narr und bietet mehr?“ Die Bauern schüttelten die Köpfe und zogen sich zurück. — „Es thut's nicht weiter, Meister Müller, es thut's nicht!“

„Sieben Gulden! Zum Ersten — zum Anderen — und zum —“

„Halt!“ schrie der Schmied und trat an den Tisch vor. „Was ist Euch der Müller schuldig?“

„Dreihundert Gulden! Wollet Ihr sie vielleicht bezahlen?“

„Leicht möglich, Schulze“, sagte der Schmied und warf ihm einen drohenden Blick zu, „denn meint Ihr, Ihr könnt dem armen Manne den Stuhl nehmen, in dem sein Vater gestorben ist, ihr lumpige 7 Gulden? Der Stuhl ist mehr werth, Schulze!“

„Siebenzig Gulden sind geboten, Hundert, Zweihundert, Dreihundert sind geboten, und da habt Ihr Euer Eskindenzeld.“ Mit diesen Worten schnalzte der Schmied eine schwere Geldtase los und warf sie auf den Tisch! „Machet Euch bezahlt, alter Wucherer und räumt das Feld, oder, Gott straf mich, ich werfe Euch zum Fenster hinaus!“ Die Bauern kramten durcheinander: „So ist's recht, Ulrich, steh ihm Eins, dem alten Sünder.“ Der junge Heinrich war mit blitzenden Augen vorgespungen und hatte sich mit geballten Fäusten neben seinen Meister gestellt.

„Ruhig, Ihr Leute“, rief der Schmied in den Lärm, und häret mich! Ihr seid Zeuge, die Schuld ist bezahlt, die Steigerung ist aus! Verzeihet mir Müller,

„Ruhig, Ihr Leute“, rief der Schmied in den Lärm, und häret mich! Ihr seid Zeuge, die Schuld ist bezahlt, die Steigerung ist aus! Verzeihet mir Müller,

„Ruhig, Ihr Leute“, rief der Schmied in den Lärm, und häret mich! Ihr seid Zeuge, die Schuld ist bezahlt, die Steigerung ist aus! Verzeihet mir Müller,

„Ruhig, Ihr Leute“, rief der Schmied in den Lärm, und häret mich! Ihr seid Zeuge, die Schuld ist bezahlt, die Steigerung ist aus! Verzeihet mir Müller,

„Ruhig, Ihr Leute“, rief der Schmied in den Lärm, und häret mich! Ihr seid Zeuge, die Schuld ist bezahlt, die Steigerung ist aus! Verzeihet mir Müller,

„Ruhig, Ihr Leute“, rief der Schmied in den Lärm, und häret mich! Ihr seid Zeuge, die Schuld ist bezahlt, die Steigerung ist aus! Verzeihet mir Müller,

„Ruhig, Ihr Leute“, rief der Schmied in den Lärm, und häret mich! Ihr seid Zeuge, die Schuld ist bezahlt, die Steigerung ist aus! Verzeihet mir Müller,

„Ruhig, Ihr Leute“, rief der Schmied in den Lärm, und häret mich! Ihr seid Zeuge, die Schuld ist bezahlt, die Steigerung ist aus! Verzeihet mir Müller,

Männer freundlich zu sich herawinkte, „Ihr habet heute vor 8 Tagen in dem Beierthheimer Eichnwalde einen Beutel voll Gold gefunden?“

„Ja, Herr, sagte Müller mit bebenden Lippen, „aber ich habe ihn ...“

„Ihr habet ihn seinem rechtmäßigen Eigenthümer wieder zurückgegeben, ich weiß. Und das war eine glückliche Stunde für Euch, da Ihr einer Versuchung widerstandet, der Mancher in Eurer traurigen Lage unterlegen wäre. Der fremde Herr, ich darf seinen Namen nicht nennen, nimmt Antheil an Eurem Schicksale, er hat über Euch Erkundigungen eingezo-gen, und da er in Euch einen braven und redlichen Mann erkannt, beschloffen, Euch glücklich zu machen.“

„Lieber Herr Oberamtmann“, stotterte der Maurer, „ich weiß nicht, ich —“

„Hört weiter“, fuhr der Herr Oberamtmann fort. „Die dreihundert Gulden, mit denen der brave Schmied Ulrich vorhin Eure Habseligkeiten ausgelöst hat, sind von Eurem fremden Wohlthäter. Dieses Haus hier brauchet Ihr vorerst noch nicht zu verlassen, der gnädige Herr gestattet Euch, ferner hin darin zu wohnen, bis Ihr Euer eignes Haus gebaut haben werdet.“

„Mein eignes Haus gebaut“, wiederholte der Maurer ganz mechanisch und wie im Traume, was in der That, der arme Mann wußte nicht ob er wahr oder träume.

„Ja, Euer eignes Haus“, sagte der Oberamtmann, der sich an dem fast ängstlichen Erstaunen des Mannes weidete. — Den Hausplatz, den der schuftige Schulze gekauft hat, hat er, ohne es zu wissen, für Euch gekauft; die Steine, die er hat fahren lassen, sind für Euch, und bei dem Pfarer ist eine Summe Geldes für Euch niedergelegt, die für den Hausbau bestimmt ist und für den Betrieb Eures Geschäftes. Ja Meister Müller, Ihr bauet Euch Euer eigenes Haus und Euer eigenes Glück, und auch das habt Ihr Eurem fremden Wohlthäter zu verdanken.“

Der Maurer zitterte, er mußte sich an einem Stuhle halten. „Um Gottes Willen, Herr Oberamtmann, treiben Sie keinen Spas mit einem armen Manne. Es ist ja nicht möglich, dieses Glück ist ja nicht möglich!“

Der Beamte legte freundlich lächelnd seine Hand auf die Schulter des Mannes. „Fasset Euch Müller, es ist so wie ich sage, Ihr seid ein glücklicher Mann. O, der alte Herr versteht es, Glückliche zu machen, Ihr seid nicht der Einzige, kann ich Euch sagen!“

Der Maurer sank auf den Stuhl, barg sein Gesicht in die Hände und schluchzte wie ein Kind.

„So ist es denn wahr, gewiß und wahrhaftig wahr, und wir dürfen wieder glücklich werden? O mein gutes Weib, o meine Kinder!“

Der Beamte blickte gerührt herab auf den erschütterten Mann. „Bleibet brav im Glücke, wie Ihr im Unglücke waret, und Ihr werdet Euren edeln Wohlthäter am besten lohnen.“

„Und wie heißt er, wer ist er“, rief der Maurer, und faßte die Hand des Beamten, „sagen Sie mir seinen Namen, daß wir ihm danken, daß mein Weib, meine Kinder für ihn beten können.“

„Seinen Namen darf ich nicht nennen, er will unerkannt bleiben. Haltet ihn immerhin für einen Baumeister, für das Ihr ihn gehalten habt, für Euch ist er's, denn er ist der Baumeister Eures Glücks.“

VI.

Unterhalb Jahre sind verlossen. Frau Marie schaltet und waltet in ihrem neuerbauten Hause, eine gesunde, rothbackige, glückliche Frau und ebenso glückliche Mutter. Ihr Mann hat sein Geschäft als Meister wieder begonnen und ist der gesuchteste Maurer in allen Ortschaften auf drei Stunden im Umkreise. Meister Ulrich, durch das Vertrauen seiner Mitbürger zum Schulzen gewählt, ist

ein ebenso tüchtiger Schulze als Schmied und läßt das Schulzen- und das Schmied-Handwerk Hand in Hand gehen, denn die Regierungsjorgen haben ihm den Ambos nicht entleidet, und wenn er Vormittags die Bauern abgefertigt hat, so kann man Nachmittags aus seiner Werkstätte den nämlichen lustigen Hammerschlag und das nämliche lustige Lachen wie früher hören. Sein Lehrling Heinrich ist ein tüchtiger Bursche geworden und weiß ein Pferd zu beschlagen und einen Radreiß aufzuziehen fast so gut als der Meister selber. — Der Vorgänger Ulrich in Amt und Würden, der Schulze Schlichtig, hat noch zwei Jahre im Correctionshause zu sitzen, um seine zahlreichen schlechten Streiche abzukühen, und einen Lehrkurs in der wahren Frömmigkeit durchzumachen. Der gute alte Pfarer ist gestorben, aufrichtig betrauert von der ganzen Gemeinde, deren Vater er war, und seine Haushälterin, Frau Zukunde, ist zu den Müller'schen Eheleuten gezogen, die sich glücklich schätzen, der guten, alten Person die Menschenfreundlichkeit vergelten zu können, die sie ihnen selber angethan. Die verlossenen 1/2 Jahre haben Frau Zukunde etwas verändert; der Tod ihres Wohlthäters, des würdigen Geistlichen, hat ihr alles Herz gewaltig durcheinander geschüttelt, und sogar ihre Zunge hat Trauer angelegt und sie ein Vierteljahr lang fast stumm gemacht; dann auch, als der Redeschlag sich wieder einstellte, setzte ihr das Geheimniß zu, das sie nicht offenbaren durfte, „denn“, sagte sie, „ein Geheimniß, von dem man nicht schwagen darf, ist wie ein nagender Wurm, und sie magerte sichtlich ab. Täglich gedachten Müller und seine Frau ihres edeln Wohlthäters, im Gespräche, wie im Gebete, und gar zu gerne hätten sie seinen Namen erfahren, denn die Dankbarkeit brannte auf ihren Herzen und es drängte sie, dem edeln Manne zu sagen, wie glücklich er sie gemacht. Aber alle Nachforschungen blieben vergeblich. Ulrich blieb unerschütterlich: „Fog Blasbalg und Hammerschlag“, sagte er, „da läme ich schon an, und ich wäre die längste Zeit Schulze gewesen. Nein, nein, mein Mund bleibt ein verschlossener Schrank, bis der Herr selber den Schlüssel in's Schlüsselloch steckt.“ Auch Frau Zukunde blieb standhaft, obgleich sie jedesmal fast Krämpfe bekam, so oft Frau Müller den Verlust machte, ihr ein Geheimniß zu entlocken. „Ich darf nicht, ich darf nicht, ich jammerte sie, „ja wenn ich reden dürfte! Es drückt mir das Herz noch ab, ich weiß es, ich muß noch dran ersiden, aber ich darf nicht, er hat mir's verboten und er thäte sich im Grabe umdrehen, wenn ich's ausplauderte. Ach, du lieber Gott!“

An einem Herbstabende saß Frau Zukunde in der großen Wohnstube am Spinnrade, umgeben von den Kindern, die mit häuslichen Arbeiten beschäftigt waren und denen sie schauerliche Geschichten erzählte.

Müller und seine Frau waren am frühen Morgen schon nach Karlsruhe gegangen, um Einkäufe zu machen und eine große militärische Parade mit anzusehen, die an diesem Tage stattfinden sollte. Frau Marie hatte noch nie so etwas gesehen und Meister Müller wollte seiner Frau die Freude machen; war es doch an diesem Tage gerade ein Jahr, daß sie in ihr neues Haus eingezogen, und er hatte beschloffen, diesen Freudentag alljährlich zu feiern, wie man einen Geburtstag feiert.

Eben hatte Frau Zukunde eine große Gespenstergeschichte beendet und sagte zu der ältesten Tochter: „Nöje, es ist sechs Uhr; stelle den Kaffee auf den Tisch, Vater und Mutter können jeden Augenblick heim kommen,“ da ging die Thüre auf und die Benannten traten in die Stube. Jubelnd sprangen die Kinder ihren Eltern entgegen und die Kleinsten hatten's eilig, den großen Henselforb zu unter-suchen, den die Mutter sorgfältig auf der Dienbank abstellte.

„Ruhig da, Ihr kleinen Rangen!“ rief Meister Müller lachend, „die Finger davon, oder es wird nicht ausgepackt.“

sind, weiß ich nimmer recht, erst auf dem Schloßplatze kam ich wieder zu mir selber. In einem Bilderladen aber habe ich das schönste Bild unseres Großherzogs gekauft, das schönste und theuerste, das zu haben war.



Es soll den Ehrenplatz haben in meinem Hause und sich vererben auf Kinder und Kindeskinde zum Andenken an diese Stunde. Unser Großherzog
Carl Friedrich

— Lebe hoch!

Wenn der Hinkende Bote nach Eichenbach kommt, er kommt fast jedes Jahr einmal dahin, so kehrt er jedesmal bei dem alten Schmiedemeister Heinrich Müller ein. Der Meister, der Sohn des Maurers Müller, der längst im Grabe ruht, ist ein alter Mann von 70 Jahren und hat sein Geschäft seinem Sohne,

Carl Friedrich Müller,

übergeben, der der beste Schmied ist in der Runde. Der alte Heinrich Müller hat dem Hinkenden diese Geschichte selbst erzählt und das Bildniß des Großherzogs Carl Friedrich hängt noch an der Wand, und das Andenken an den edeln Fürsten wird in der Familie heilig gehalten werden immerdar.

Der Lohgerber Calm in Bernburg.

Deutschland kann stolz sein, denn, was ihm bis jetzt gefehlt hat, das ist gefunden, ein Mann. Rom hat seinen Horatius Cocles, Griechenland hat seinen Leonidas, Deutschland aber ist jetzt im Bunde der Dritte, denn es hat seinen Gerbermeister Calm in Bernburg. Bernburg ist nämlich, was vielleicht nicht Jedermann weiß, die Hauptstadt eines der 34 deutschen Bundesstaaten, Anhalt-Bernburg genannt, oder vielmehr war es; denn unser Herr Gott hat sich der deutschen Einheit erbarmt und hat dem Herzog Karl Alexander von Bernburg keine Kinder geschenkt, so daß dieses nach dem kürzlich erfolgten Tode des Herzogs an den Nachbarbundesstaat Anhalt-Köthen-Deßau fallen mußte, und Deutschland um den Mangel eines Bundesländchen reicher geworden ist. Als am frühen Morgen des 11. Mai 1863 der Gerbermeister Calm in Bernburg seine Fensterladen aufmachte, um nach dem Wetter zu schauen und eine schwarz-roth-goldene Fahne von selbstgegerbtem Cassianleder hinauszuhängen, da dachte er noch nicht daran, daß er, ehe die Sonne untergehe, die ganze Anhaltische Heeresmacht in schmachvolle Flucht gejagt haben werde, daß sie trotz allem „Halt an! Halt an!“ ohne Anhalt lief durch ganz Anhalt und beinahe über die anhaltische Grenze gestolpert wäre; daran dachte er nicht, der wackre Gerbermeister, daß er dem anhaltischen Bundescontingente heute recht eigentlich das Fell gerben, daß er heute noch ein berühmter Mann sein, daß man von ihm in ganz

Deutschland reden, und was noch mehr ist, daß man ihn in des Lahrer Hinkenden Boten Kalender in Holz schneiden und abdrucken werde.

Am gedachten Tage nämlich wurde in Bernburg eine Viehanstellung oder Thierschau abgehalten, denn Bernburg hat ausgezeichnetes Vieh und unter sonstigen andern Schätzen auch noch einen Schäpell, der dazumal Bernburgs nicht genug geschätzter Minister war. Dieser Schäpell hatte merkwürdige Eigenschaften, z. B. auch die, daß er die Farben Schwarz-Roth-Gold nicht leiden konnte, sondern nur Grün-Weiß. Als nun der Herr Minister an diesem Tage der Viehschau durch die Straßen Bernburgs fuhr, um sich vor seinen getreuen Bernburgern sehen zu lassen, da ergrimmete er ob des Anblicks mehrerer schwarz-roth-goldenen Fahnen, mit welchen etliche Bürger an diesem Tage für zweckmäßig hielten, ihr deutsches Bewußtsein zum Fenster hinauszuhängen. Doch die Bernburger sind gute Deutsche und lassen mit sich reden, und da Herr Schäpell mit ihnen redete, da zogen die Bürger ihre Fahnen wieder ein, und machten ihre Fenster zu. Nur einer nicht. Dieser eine aber war der Lohgerbermeister Calm. „Da schiedt der Herr den Bunge aus, der soll ihn Mores lehren.“ Der Bunge aber war ein Landrath, und Schäpells rechte Hand, und redete mit dem Gerbermeister, der neben seiner Fahne zum Fenster hinaushaute. Der Gerber lachte und sagte: „Herr Landrath, ich kenne das Gesetz. Kennen Sie's auch? Hier bin ich Herr und Meister! Zeigt mir erst das Gesetz, das die deutschen Farben verbietet, und wenn sie verboten sind — nun dort ist das herzogliche Schloß; Serenissimus hat sie auch einst vom Schloßthurme flattern lassen und hat sie mit Höchst eigenem Händen an unsre Bürgerwehrfahnen gebunden, „und zeigt uns Alles so und so“ wie man sie tragen müsse. Zeigt mir das Gesetz, ich stehe auf dem Gesetz!“ — Da der Landrath das Gesetz nicht zeigen konnte, so drohte er mit Gewalt, und da der entsehlige Gerber der Gewalt abermals das Gesetz entgegenbielt, und den Landrath freundschaftlich ersuchte, er möchte sich doch nicht blamiren, so ließ der kriegslustige Landrath einen starken Bruchstübel der bernburgischen Heeresmacht, 25 Mann stark, nämlich einer Pionier-Abtheilung, aus einem mit einem Dietrich bewaffneten Schloßergesellen bestehend, gegen die feindselige Festung aufmarschiren. Eine nochmalige Aufforderung zur Uebergabe beantwortete der festbestimmte Festungskommandant mit Berufung auf § 9. der Verfassung, „die Wohnung ist unverletzlich“ und nun begann der Sturm auf die Hausthüre. Der erste Angriff der Pionier-Abtheilung mit dem Dietrich ward glänzend abgesehen, denn der Gerbermeister war so vorsichtig gewesen, sich weniger auf den § 9. der Verfassung, als vielmehr auf einen achtunggebietenden Nacht-Riegel zu verlassen, den er von Innen vorgeschoben hatte. Nun rückte das Militär vor, um die Hausthür mit Gewehrkugeln einzuschlagen. Da aber der Gerber vor dem Fenster aus den Oberbefehlshaber der Truppen darauf aufmerksam machte, daß wenn die bernburgische Heeresmacht ihm seine ganz neue eigene Hausthüre zusammen schlagen, so müsse sie ihm, nach Landrecht so und so, eine neue machen lassen, so ließ der Oberbefehlshaber an dieser militärischen Action ohne dieß sein allgäber großes Vergnügen zu haben scheitern, und da die Rotten für eine neue Hausthüre in dem bernburgischen Militärbudget pro 1862 auf 63 nicht vermerkt waren, zum Rückzuge bliesen. So war auch der zweite Sturm abgesehen und die Heeresmacht zog ab unter dem Hohnschrei der zahllosen Straßenjugend, welche durch diesen seltenen Kriegesfall angelockt, das Schlachtfeld umkreiste. Der Landrath aber ergrimmete sehr und kommandirte die Polizeisoldaten und Gensdarmen zum Sturm. Dieß,



fen auch die Gensdarmen ermattet die Keme stak. Der dritte Sturm war abgeschlagen, und Gerbermeister Calm schaute wieder gemüthlich zum Fenster heraus.

„Sturmleitern her!“ brüllt der Landrath, außer sich vor Wuth. Eine Feuerleiter ward herbeigeschleppt, unter dem Proteste des belagerten Gerbers gegen Mißbrauch der Amtsgewalt, gegen das schwarz-roth-goldene Fenster geworfen und todesmüthig kimmten die Polizeisoldaten hinauf. Schon sind sie oben, schon streckt einer mit Triumphgeschrei die Hand nach der Fahne aus, da plötzlich, verschwindet diese, wie auf ein Zauberkommando und der Polizeiheld greift in die leere Luft. Doch der Landrath triumphirt, hat der Feind doch die Flagge gestrichen. Aber der Bedauernswürdige triumphirt zu früh, denn siehe da, neben an, außerhalb der Schnitlinie der Sturmleiter öffnet sich behend ein zweites Fenster und die schwarz-roth-goldenen Farben funkeln abermals dem Landrath in die zornsprühenden Augen. Der auf dieses zweite Fenster befohlene Sturm hatte keinen weiteren Erfolg, als daß die Fahne auch aus diesem Fenster verschwand, um unter dem ersten wieder zu erscheinen. So, unter dem unsäglichen Gaudium der Hohn- und Beifall brüllenden Zuschauerhaft werden auf der Sturmleiter 4 Stürme ausgeführt und abgeschlagen. Da nahte, wenn auch nicht auf schaumbedecktem Ross, so doch auf Schuhmachers Kappen, und wenn auch nicht ein Adjutant, so doch der Kanzleibienner des Herrn Ministers von Schägell und gebot im Namen seines Herrn die Einstellung der Feindseligkeiten. Die Belagerung wurde aufgehoben, Herr Landrath Bunge zog mit seinen Truppen und mit seiner Feuerleiter ab, von einem „Ich wünsche wohl nach Hause zu kommen“, des siegreichen Gerbermeisters begleitet. Kaum waren die Truppen abgezogen, so öffnete sich das Festungsthor und die Besatzung, in der Person des Gerbers, machte einen Ausfall, um sich des Belagerungsgeschützes, bestehend in 2 Hebelien und einem Dietrich, als Corpora delicti zu bemächtigen, denn der brave Festungskommandant beabsichtigt seinen auf dem Schlachtfelde erfochtenen Sieg auch auf das Feld der Diplomatie zu verfolgen und die Großmacht Bernburg auf dem Wege Rechtens zu zwingen ihm Schadenersatz zu leisten und die Kriegskosten zu bezahlen.

So hat der brave Gerbermeister Calm in Bernburg seine schwarz-roth-goldene Fahne gegen die Macht Bernburgs siegreich vertheidigt und ist ein berühmter Mann geworden. Der Minister Schägell und der Landrath Bunge waren's vorher schon.

Und was ist die Moral von dieser Geschichte? Diese That des Bernburger Lohgerbers gehört vielleicht nicht zu der sogenannten hohen deutschen Politik, ob schon sie im zweiten Stockwerke vollbracht wurde, jedenfalls aber gehört sie zur besten deutschen Politik. Gätte Deutschland nur viele solche Bürger, die gleich diesem Bernburger ihr Recht und ihr Haus mit dem Gesezbuche in der Hand gegen die Gewaltthaten der Vagabunden zu vertheidigen den Muth haben, wir würden weiter sein in Deutschland, als wir sind.

Lerne das Gesez und das Recht und führe es hinüber in das gesunde thatkräftige Leben, wie es der Lohgerber Calm in Bernburg gemacht hat.

Weltbegebenheiten.

Seitdem wir Eisenbahnen und Telegraphen haben, fliegt die Zeit vorüber, daß einer fast nicht nachkommen kann, selbst wenn er zwei gesunde Beine hat, geschweige der Hinfende mit seinem Stelzfuße. Als er daher von Herrn Buchdrucker Geiger in Lahr einen Brief erhielt, in dem geschrieben stand: „He, Hinfender, wie sieh's mit

begünstigt des Budgets weniger gewissenhaft, machen sich ernstlich an das Werk, und unter dem Schreien und Pfäfen der Menge arbeiteten sie im Schweife ihres Angesichtes mit Brechlangen, Nadelnaden und ähnlichen Werkzeugen, die sonst und im gewöhnlichen Leben nur bei volkreisfeindlichen Genossenschaften gebräuchlich sind, durchsetzen ausgenommen. Die Polizei machte der Viehschau so erfolgreiche Konkurrenz, daß kein Ochse groß genug war, um die Zuschauer von diesem Lustspiele, das Herr Landrath Bunge zum Besten gab, wegzuloden. Und auch dieser Schweiß war vergeblich gestossen, denn der Gerber, der inzwischen vom Fenster verschwunden war, war hinter der Thüre emsig damit beschäftigt der Polizei noch mehr Riegel vorzuschieben, und so, nachdem sie der Thüre das Schloß abgeschlagen, ohne daß diese wich, lie-